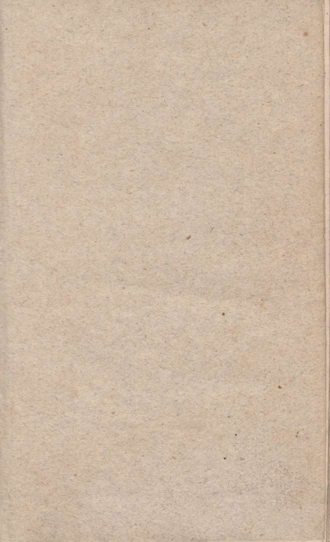
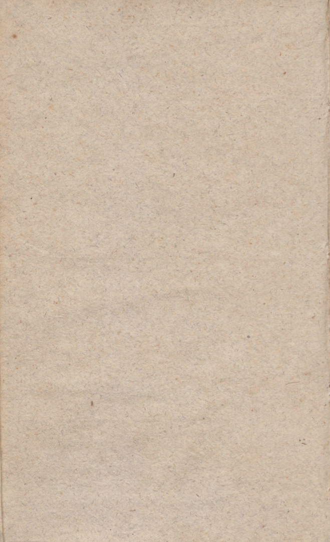
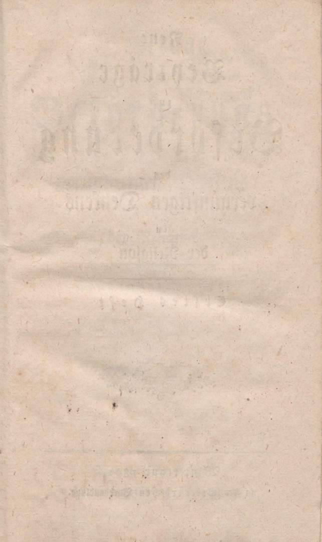








Neue Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion

Erstes Heft



Winterthur 1801
in der Steinerischen Buchhandlung.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion

Neunzehntes Heft



Winterthur 1801
in der Steinerischen Buchhandlung.

Vorbericht.

Seitdem der sel. Korrodi, der Herausgeber der Beiträge zum vernünftigen Denken in der Religion, die unter seiner Bearbeitung und Leitung bis auf 18 Hefte angewachsen sind, gestorben ist, ist dieses mit so vielem Beifall aufgenommene, in vieler Absicht nüzliche Werk in's Steken gerathen. Die Verlagshandlung wünschte es fortzusezen, und macht nun wirklich, da sie einen andern Redacteur gefunden hat, einen Versuch damit durch die Herausgabe dieser Neuen Beiträge. Werden diese auch wieder gut aufgenommen, so könnte dann leicht auch eine Reihe von Heften, — doch ohne daß Verleger oder der Herausgeber sich an eine gewisse Zeit bindet — auf einander folgen.

Der Plan dieser neuen Beiträge ist im Ganzen der gleiche, wie bei den frühern Beiträgen. Aufsäze über Materien der biblischen Kritik und Exegetik, der Dogmatik, Moral und Kirchengeschichte, von grösserem und kleinerem Umfang, insofern sie zum vernünftigen Denken über Religionssachen etwas beitragen, biblischen Stellen ein helleres Licht anzünden, diese und jene Religionsbegriffe aufhellen, die eine und andre Wahrheit klarer oder

fruchtbarer machen, Zweifel und Einwendungen, die gegen die Religion und die Offenbarung überhaupt, oder gegen einzelne Lehren derselben gemacht worden, bescheiden prüfen, — alles dieses wird — ohne daß dabei eine gewisse Ordnung der Materien beobachtet würde, — aufgenommen. Richtigere Einsicht in die christliche Religion, und ihre Urkunden soll durch diese Beiträge befördert, der hohe Werth des Christenthums anschaulicher gemacht, und der vernünftige, und eben dadurch erst heilsame Gebrauch seiner Lehren gezeigt und angedrungen werden. Was zu dieser Absicht förderlich seyn kann, wird aus diesen Beiträgen nicht ausgeschlossen.

Worinn sich diese neuen Beiträge von den ältern unterscheiden dürften, möchte vielleicht darinn bestehen, daß etwas mehr Aufsäze praktischen (nicht bloß spekulativen) Innhalts darinn vorkommen, und Einseitigkeit des Systems darinn mehr vermieden seyn dürfte. Die Vernunft ist keiner Religionspartei allein eigen; die Wahrheit ist an kein System ausschließlich gebunden.

Möge die gute Absicht, die bei der Herausgabe dieser Beiträge vorwaltet, durch den Segen, den der ewig anbetungswürdige Stifter des Christenthums auf diese Arbeiten legt, in vollem Maasse erreicht werden!

Inn-

Innhalts-Anzeige.

Seite

Ueber

* Sowohl der Redacteur als der Verleger der Beiträge glaubten den Lesern derselben einen nicht unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn sie die neuen Beiträge mit den interessanten und lehrreichen biographischen Nachrichten über den vorigen Herausgeber dieser periodischen Schrift aus der Hand eines seiner Freunde, der ihn so wahr geschildert hat, die dieser erste Aufsaz enthält, anfangen.

** Der Wiederabdruk dieses zuerst einzeln erschienenen biographischen Aufsazes, der neben dem ersten gelesen zu werden verdient, ist von dem ersten Verleger desselben bewilliget worden.

*** Dieser Aufsaz ist noch ein Nachlaß von dem sel. Corrodi selbst.

* 2

Zum

Zum Andenken

an

Heinrich Corrodi,

gewes. Professor des Naturrechts, und
der Sittenlehre, zu Zürich,

und

Herausgeber der Beyträge zum vernünftigen Denken
über die Religion rc.

An
den Herausgeber
der neuen Beyträge
zum
vernünftigen Denken über die Religion.

Haben Sie Dank, würdiger Mann, für den Anlaß, den Sie mir geben, auch eine Zeile auf den Grabstein zu schreiben, den Sie meinem Jugendfreund an dem Eingang der neuen Beyträge errichten wollen. Corrodi hat seine Einsichten unter nicht gemeinen Schwierigkeiten aller Art errungen. Eine Skizze von seiner Person und seinem Leben kann daher nicht anderst, als interessant seyn. Auch hat der gute Mann seine kurze Lebensreise mit vielem Kummer gemacht, und wäre eines bessern Schiksals würdig gewesen, das er darum in einer künftigen Welt erwartete. Wenn Leser finden sollen, daß Wahrheit mehr als Freundschaft die Feder bey diesem Aufsaz geleitet habe; so müssen sie wissen, daß diesen wenigen Bogen ein Fragment von eigenhändiger Lebensbeschreibung zum Grunde liegt, in dem er sich strenger beurtheilte, als selbst die Gerechtigkeit foderte. Beydes, aus Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe, hat sich der Verfasser seiner gegen seine eigne Lau-

ne angenommen, und vergessene Züge seiner schönern Seite hervorgestellt. Auch das bessere entstellte seine grämliche Feder, oder vergaß seiner Bescheidenheit. Hatte doch wirklich der sonderbare Gelehrte das arge Vorurtheil, daß nur ein selbstsüchtiger Mann sich wichtig genug finden könne, um seine eigne Biographie zu schreiben. Es war also billig, die Seinige leicht mit Flor behangen, den neugierigen Bliken von Freunden und Feinden auszustellen. Denn nicht nur die Wahrheit dieser kurzen Lebensgeschichte, sondern oft auch der Ausdruk ist meines unvergeßlichen Freundes. Ich wollte zuerst die Worte und Schrift des Seligen mit irgend einem Zeichen bemerken; aber, nach der zwoten Ueberlegung, schien es mir nicht der Mühe werth, den Leser aus dem Zweifel zu reissen, wo der Gegenstand der Beschreibung sich selbst geschildert, und was hingegen fremde Hand beygesezt habe. Die wenigen Besizer des autobiographischen Fragments mögen allenfalls die kritische Arbeit übernehmen.

Maurer.

Er

Er war am 1. August 1752. in Zürich gebohren; wo seine Eltern, beyde aus bürgerlichen Geschlechtern dieser Stadt, damals auf einer sehr niedrigen Stuffe des Glüks mit ihrer zahlreichen Familie lebten. Ihre Dürftigkeit aber hatte weit ehrenvollere Ursachen, als hundert andere gesunkene Familien nicht für sich anführen könnten. Sein Vater, (man erlaube, von diesem merkwürdigen, wann schon außer Zürich kaum bekannten, Manne, etwas umständlicher zu seyn, der auf die Studien und Schiksale seines gelehrten Sohnes so viel Einfluß hatte) Jacob Corrodi, eines Predigers Sohn, und selbst seit 1741 zu einem Prediger ordinirt, hatte eine kurze Zeit eine geringe Catechetenstelle nahe bey der Stadt 1746 versehen, als er unfähig befunden wurde, einer Gemeinde als Seelsorger vorzustehen, nachdem er sich einige Anmaßungen gegen die eingeführte Kirchen Disciplin erlaubt, und besonders durch Haltung pietistischer Versammlungen verdächtig gemacht hatte. Man ließ ihn noch einen zweyten Versuch als Vicar des Hospitalpredigers der Stadt 1757 machen, entließ ihn aber auch wieder, als eigensinnigen Mann, seiner Stelle. So genoß er niemals in seinem Leben die Einkünfte einer Pfründe, auf die er, der Regel

 nach,

nach, und nach den Ahndungen seines Herzens, sich verlassen hatte, und vermittelst deren er seine Haushaltung hätte durchbringen können. Das war aber nur die eine Ursache, daß der rechtschaffne, sich selbst harte, und den Seinigen gar nicht gelinde, Mann, der zuvor glüklichere Tage gesehen, und in seiner Jugend in voller Muße, und mit Gemächlichkeit, zuerst seine academischen Studien rühmlich betrieben, und hierauf, im Geist der damals noch nicht erloschenen Spenerschen Schule, bey Hause seine theologischen Kenntnisse bereichert, und schon frühe ecclesiolas in ecclesia zu sammeln gesucht hatte, nach seines Vaters Tod, und seiner Verheurathung, in immer drükendere Armuth versank. Seine heroische Geldverachtung, die Vernachläßigung hausväterlicher Pflichten, um höheren Tugenden sich mehr zu widmen, und seine unberathene Freygebigkeit nicht nur gegen Glaubensgeschwister, sondern gegen allerley Dürftige, die er mit gränzenlosem Vertrauen auf des Himmels gewiße Fürsorge und Vergeltung, selbst in seiner Armuth, so gut er konnte, fortsezte, und wovon weder unverschämte Zudringlichkeit, noch alle Erfahrungen von Betrug ihn zu heilen vermochten, führten ihn oft zu dem Mangel der dringendsten Bedürfnissen. Allerdings hatte er nicht ganz unrecht, sich so mit zweifellosem Glauben in die Arme der Vorsehung zu werfen, da wohlthätige Freunde, die seine unbiegsame Standhaftigkeit in Befolgung seiner

ner Grundsätze kannten, nicht ermangelten, die leidende Haushaltung so lange zu unterstützen, bis die Söhne durch eigne Arbeit sie erleichtern konnten; zugleich aber damit den frommen Mann in seinen täuschenden Hofnungen von noch grösserer Veränderung seiner Umstände stärkten.

Ich lernte den alternden Mann in dieser Zeit, als Freund seiner Söhne, kennen, als seine Lage am allertraurigsten war. Die harten Leiden einer lange kranken Gattin verwundeten sein, wenn schon nicht fühlbares, doch nicht fühlloses Herz. Eine alte Magd, die sich um die kranke Frau wohl verdient gemacht, aber dafür auch pflichtwidrig ihm das Hausregiment entrissen hatte, und seine Reden, seinen Umgang und seine Handlungen unaufhörlich mißbilligte, kränkte ihn tief. Aber sie war von einem seiner Wohlthäter, und dem Arzt seiner Gattin ihm zugeordnet worden. Unordnung herrschte in der Haushaltung. Er hatte sonst gemeiniglich alle 14 Tage Erbauungsstunden gehalten; aber er erlebte den Kummer, daß sie bis auf 3 oder 4 Weiber verlassen wurden. Er wollte seinen Wirkungskreiß erweitern, und Bekanntschaften mit Frommen, in und außer seinem Vaterlande, machen; wurde mit dem berühmten Pfarrer Hahn bekannt, und wollte mit Lavater und Pfenninger sich vereinigen. Allein sein schlechter Vortrag, seine kraft- und saftlose Schultheo-

logie, sein Ton voll Anmassungen, der sehr anstößig war, vereitelten seine Bestrebungen, und schreckten jedermann von ihm zurück. Dem guten Manne fiel nie ein, die Ursachen seines Mißlingens in sich selbst zu suchen. Ihm lag vielmehr die ganze Welt im Argen, und war von wahren Christen leer. Er schien sich allein übrig geblieben. Oder wenn das nicht war, welches er nicht geradehin versichern wollte, so dünkte ihn, die wahren Christen wären für ihn unausforschlich verborgen. Auch war es nicht leicht möglich, eine halbe Stunde mit ihm zuzubringen, ohne über eine oder die andere seiner Meinungen mit ihm in Streit zu gerathen. Indessen, ich weiß selbst nicht, mit welchen wechselnden Empfindungen, von tiefster Bewunderung, und tiefem Bedauren, von inniger Rührung, und grossem Aerger ich nicht selten den von jedermann, als Phantast, verlassenen Mann, mit unwandelbarer Gewissenhaftigkeit seine Andachtstunden, auch im kältesten Winter in seinem mit gebrannten Steinen gepflasterten Betsaal knieend abhalten; anderemale bey jeder Anmeldung eines Bettlers über sein oft leeres Kästgen gehen; jede verdächtige Hülf und Unterstützung mit entschlossenem Unwillen von Handen weisen sah. Wurde gleich der Tisch zur gewohnten Stunde, ohne daß er etwas von Speise wußte, etwa gedeckt, so stand er dennoch nie ungesättigt mit seinen Kindern davon auf. Nur einmal trank er glaubensvoll einen Thee, dem

die

die Magd ohne sein Wissen von zerschnittenen Reisern eines birkenen Besems etwas Färbung gegeben hatte.

Indessen war seine Liebe zur Bibel gewiß nicht kleiner, als des Mannes, der sie über tausend Stücke Goldes und Silbers, und süßer als Honig achtete. Sie war, nebst einem in den kleinlichsten Detail gehenden Tagbuch, seine Beschäftigung. Von den biblischen Helden, die er sich zur Nachahmung ausersehen hatte, war David sein Mann. Er glich ihm an unverrükter Anhänglichkeit an GOtt, die aber auch bey ihm von eben der Natur, als bey jenem alten Israeliten war. Wie er, hoffte er immer auf zeitliche Belohnungen; wie jener war er bald wieder getröstet; wie jenen erschütterten ihn keine widrigen Schicksale so ganz, um sich nicht vest an geglaubte Verheissungen zu halten, die er sich freylich etwa nach seinen Wünschen ausmahlte; so daß er aus den Worten, wer um meinetwillen Häuser, Aecker, Eltern u. s. w. verläßt, wird sie in dieser Zeit hundertfältig erhalten; die Pfründe seines Vaters einst noch zu erhalten prophezeyhte. Gebet war seine Zuflucht in allen Leiden. Und für seine Frömmigkeit trug er Armuth, Krankheit, und ein freudenloses, müßiges, ihm lästiges Leben davon, in Einsamkeit und Verlassenheit, das für tausend andre unerträglich gewesen seyn würde. Solche Früchte kan ein irrendes Gewissen bringen! Wer wollte nicht

den

den Mann bedaurend dennoch schätzen, der sein Schicksal hätte verbessern können, so bald er seine Grundsätze nur ein klein wenig hätte verläugnen wollen; aber es dennoch aus strenger Gewissenhaftigkeit nicht that. Wie wenige wären fähig, diesen treflichen Zug seines Charakters nachzuahmen!

Damals war er Vater von drey Söhnen und einer Tochter, denen er eine schwache Existenz gegeben, und von welchen niemand mehr übrig ist. Heinrich, als der längstlebende, hatte sein Alter auf 41 Jahre gebracht. Die Mutter war ihnen frühe gestorben, der Vater erst im 65 Jahre, schnell an einem Schlagfluß 1782. nachdem er durch lange Gewohnheit gegen die unangenehme Empfindung abgehärtet worden, niemand zu finden, der mit ihm gleich dachte.

Was ist Pietismus? Und wie ist er von Pietät unterschieden? Beyde haben gleichen Ursprung, und in sofern wir auch den erstern von Fanatismus unterscheiden wollen, gleiche Natur, und doch so divergirende Linien. Die eine ist der gesunde Zustand der religiösen Seele, der andre Fieber und Krankheit. Ist der zur Empfindung gewordene Glaube an GOtt, eine Kraft, so ist er in der Pietät abgemessen, im Pietismus überspannt. Dort erhellet und warnet die Religion, hier blendet und brennt sie. Den ächten Chri-

sten

sten durchdringt sie, als ein Ferment, alle Kräfte der Seele und des Leibs, jede Verrichtung des Lebens, und gibt ihnen Gehalt, Geschmak und Ton; Frömmigkeit athmet aus Miene und Worten und Thaten: Allein in dem Pietisten verwandelt diß Ferment alles in seine Natur, oder zerstört, was dieser Verwandlung widersteht. Das Uebermaaß scheint also allein den Pietismus zu bestimmen. Er bemächtigt sich der Seele, wie ein Bewafneter, bezwingt sie, und macht sie zu seiner Gefangenen. Nicht die Meinung, alle kleineren und größeren Religions-Partheyen haben ihre Pietisten; nicht die Leibes- oder Seelenconstitution; keine widersteht dem religiosen Enthusiasmus, so sehr einige dazu geneigter oder angemeßner zu seyn scheinen, nicht Wahrheit oder Falschheit der Lehre macht es, sondern seine leidenschaftliche Stärke der Rührung und Ueberzeugung: der Ueberschwung der hinreissenden Gewalt, mit der der Glaube an GOtt in der Seele des Frömmlings herrschet, sie zwingt, drängt, fortreißt, und ganz und gar tyrannisirt.

Wir bemerken jezt nur zwey Wirkungen, die sehr natürlich den Pietismus begleiten, und ihn von Pietät unterscheiden. Jener führt einen Ekel und Aerger gegen alles mit sich, was nicht zum Einen Nothwendigen gehört, indessen diese in alle nüzlichen Beschäftigungen, nothwendigen Begangenschaften, und ge- lehr-

lehrte Studien oder schönen Künste des menschlichen Lebens, einen frommen und unermüdeten Fleis, einen treuen und moralischen Sinn hineinbringt, und sie alle dadurch veredlet. So Linne', Derham, Johann Geßner in der Naturgeschichte. Wo aber Menschen ganz und gar durchdrungen und erfüllt von gewißen Empfindungen, beherrscht von gewißen zur fixen Idee gewordenen Vorstellungen gewohnt sind, eine Art Schriften, Gespräche und Unterhaltungen zu bedürfen, in denen allein die religiose Seele Nahrung und Genuß nach ihrem Geschmacke findet; da ist es auch den weit und tiefsehenden unter ihnen eine Marter, sich in Wissenschaften und Lektur oder gesellschaftlichem Umgang zu zerstreuen, die nichts von diesem Nahrungssaft, oder gar eine Nahrung enthalten, die mit jenen in Gährung geräth, und die Gewissen in Aufruhr bringt. Die profanen Kenntnisse lassen diese Gemüther in öder, unausstehlicher Langweile, wie einförmige, unfruchtbare Heiden den Wandrer. Riechen aber schriftliche oder mündliche Unterhaltungen nach Weltsinn, Freydenkerey oder Atheismus, dann machen sie den zarten Seelen übel. Gib ihnen Fähigkeit und Lust zur Philologie, Philosophie, bürgerlichen Geschichte u. dgl. laß sie in frühern Zeiten beträchtliche Fortschritte darinn gemacht haben; wenn jener Morgenstern in ihren Herzen aufgeht, so zieht sie derselbe gewaltig davon ab: Anfangs zwar mit Mühe,

und

und vielen sehnsuchtsvollen Rückblicken, und unter immer wieder erwachender alter Lust. Dann geräth die getheilte Seele in immer zunehmende Beängstigung, und in immer zwingendre Ueberzeugung von der Eitelkeit dieser Dinge. Endlich verläßt sie, davon durchdrungen, alles unnütze Studiren vollends. Bücher dieser Art werden ihr unbedeutend, oder Menschen sogar verführerisch. Ekel und Ueberdruß daran nimmt überhand, das Gewissen ist nur in der Entfernung von allen Profankenntnissen froh und ruhig, und diese Empfindungen gehen wol gar von den Werkzeugen und Hülfsmitteln auf die Personen über, die man zu verachten oder zu bedauren, und für verloren zu achten anfängt.

Das war der Sinn Vater Corrodis. Man denke sich also die Erziehung seiner Söhne, insofern sie von ihm abhieng; man bedenke die Engherzigkeit des einen, und die immer uneingeschränktere Kühnheit im Denken, und Zerstreuung in alles, was Literatur hieß, bey dem Sohne, von welchem wir reden: den Abstand ihrer Gesinnungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens; und man wird den gar nicht von Selbstgefühl entblößten Gelehrten besser würdigen, der über 30 Jahre mit diesem seinem Vater an einem Tische, meistens in dem kalten Zimmer, seine Tage verlebte. Zwar gestattete er, daß seine Söhne alle in den Grundsprachen

der

der Schrift, und weil es nicht anderst geschehen konnte, auch in der Lateinischen, das ihnen zum Organ dienete, unterrichtet wurden, desto mehr, da er sah, daß sie dem geistlichen Stande sich wiedmeten; allein auf die welsche (französische Sprache) war er schon übler zu sprechen. Gegen Philosophie und Bibelcritic, die Lieblings Studien seines Sohnes Heinrich, declamirte er bey jeder Gelegenheit. Die Schriften, in welchen die neusten Entdeckungen der Naturlehre und Geschichte, vielleicht gar mit Kupfern erläutert, enthalten waren, nannte er Fabelbücher. Mit allen Leuten seiner Gesinnung war er unerschöpflich, wann er auf den Verfall der Religion, die Lokerheit der Sitten, und die Verachtung der Bibel zu reden kam. In einem Anfall dieser frommen Laune ließ der Vater, nach öfterer Androhung, in Abwesenheit seiner Söhne, ohne eben genaue Untersuchung vorangehen zu lassen, einen Theil der mit Arbeit erworbenen Bücher seiner Söhne, in den Ofen werfen. Zwar retteten durch Vergünstigung der Magd die Söhne das beste, mußten es aber zum frommen Vergnügen geschehen lassen, daß die andern, als unseligen Werkzeuge zerstreuender Profankenntnisse und gottloser Weltwissenschaften, ein Opfer der Flamme wurden. Nach den bescheidenen ersten Versuchen, dem Vater richtigere Begriffe darüber zu geben, beunruhigten die Söhne mit schonendem Schweigen den Vater nicht mehr. Sie ertrugen manche

che bittren Vorwürfe über ihre Studien mit kindlicher Geduld. Nie war von einer Trennung vom Vater bey Heinrich die Rede. Mit wahrer Achtung sprachen sie vom Vater, und vom rechtschaffnen Manne, wenn auch mit einigem Lächeln oder Kummer von seinen pietistischen Ausschweifungen, und sorgten mit Sohnesliebe für seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, und späterhin für bessere Pflege, als sie dazu beytragen konnten. Viele ihrer Leiden kamen nicht soerst von dem Widerspruch der Gesinnungen selbst her, sondern von dem Kummer, den sie dem unbelehrlichen Vater machen mußten, und der auf sie selbst mit geschärfter Bitterkeit zurück fiel, vom Mangel an offenem, zutrauensvollem Wesen, von der öden Langweile, und dem dunkeln Unmuth, die er im Hause verbreitete: denn seine Unthätigkeit fand wenig Unterbrechung. Würklich unterdrükte bey der Härte seines Charakters der Pietismus den väterlichen und zärtlichen Sinn, und anstatt den Sohn zu beruhigen, als er 1773 nur in Rucksicht auf körperliche Gebrechen vom geistlichen Stand weggewiesen werden sollte, ereiferte er sich gewaltig, demselben diesen Unfall als eine Strafe GOttes wegen seiner Zerstreuung in so vielerley profane Kenntnisse, und seine Liebe zur Philosophie, ans Herz zu legen.

So verehrungswürdig also die Classe der Pietisten in Absicht auf die unbedingte Ergebung an die geglaub-

glaubte Wahrheit, und Rechtschaffenheit, die sie auszeichnete; und so beneidenswerth nicht selten ihre Seelenstimmung seyn mag: so verliert man viel von dieser Achtung bey der Betrachtung, wie leicht sich diese religiose Kraft mit falschen Vorstellungen aller Art vereinigt, und, weit entfernt vor Wahn und Irrthum zu schützen, vielmehr jedem angenommenem Wahn von ihrer Stärke leihet, und nicht selten selbst fruchtbare Mutter fanatischer Grillen wird. Der Pietismus vermählt sich oft auch mit sonst profangeglaubten Lehren, und mit Leidenschaften, die an sich selbst nichts weniger, als heilig und edel sind. Das herrschende theologische System, das Ansehn berühmter Pietisten, und ihre Schriften, Bibellektür, Erziehung, Umgang u. s. w. bestimmen durch ihren Einfluß die Denkungsart solcher Männer verschieden. Ohne poetisches Gefühl, ohne critischen Sinn, ohne ächte Auslegungsregeln studirte Vater Corrodi die Propheten des A. und N. Testaments, exegesirte ohne hinlängliche historische und Sprachkenntniß, hielt sich sehr an den nächstliegenden Wortverstand, und gerieth so auf Meinungen, Ahndungen und Erwartungen, die ihm zum Theil eigen waren. Da er als Candidat des Predigtamtes nach eingeführter Ordnung von Zeit zu Zeit Uebungspredigten zu halten hatte, so gab man bisweilen dem alten Mann eine Stunde auszufüllen; allein keine Vorsteher erschienen, sondern seine wenigen Glaubens-

bensgeschwister waren seine Zuhörer. Ich hörte aus Neugierde einer seiner Predigten zu, in welcher er mit froher Zuversicht das erreichte Ende des Antichrists verkündigte, weil eben damals die Wahl Pabst Pius VI. sich verzögerte. Ueberhaupt hatten die prophetischen Stellen in den Reden Jesu und seiner Apostel den Grund zu seinen träumerischen Ahndungen gelegt; die schon durch die alten Propheten erwekt worden — aber auch die Kluft erweitert, die zwischen den Gesinnungen des Vaters und Sohns lag; von welcher die Geschichte des Chiliasmus zeuget. Da die Besonderheiten Vater Corrodis, weit entfernt, auf seine Söhne zu erben, sie vielleicht, ich getraue mir nichts zu behaupten, auf entgegengesezte Extreme zu gerathen veranlaßt, auch überall keine merkbaren Folgen, oder bedeutende Anhänger hinterlassen haben; auch nicht besonders merkwürdig oder wichtig für sich selbst waren: so wäre, sie zu nennen, überflüßig. Allein sie sahen in ihrem Vater zugleich einen Mann vor sich, dessen Religiosität ihn von aller Anhänglichkeit an Menschen, sein Herz von allen gemeinen Leidenschaften, sein Leben von den Sitten der Welt losgebunden hatten. Sein Abscheu vor Unrecht, Schmeicheley und Luxus, das sein Herz unter jedem Druk erhebende Vertrauen auf GOtt; die Treu an dem, und unbiegsame Beharrlichkeit bey dem, was er für evangelisch hielt; ohne Zurükhaltung, Menschenfurcht, und schonendes

Mark-

Markten, war musterhaft. Die Söhne fühlten den Werth dieser Tugenden ihres Vaters, und da ihm kein Grabstein zu theil geworden, so hat Heinrich im Fragment seines Tagbuchs demselben wenigstens für seine Freunde ein Denkmal gesezt. Sie selbst hatten den Muth nicht, in alle diese riesenförmigen Fußstapfen des Vaters zu treten.

Die Ursachen liegen theils in der Verwahrlosung der ersten Erziehung, und dem Drang der Umstände, theils in der schwachen Leibesconstitution, mit der sie zu kämpfen hatten, und in verschiedenen Gemüthsanlagen der Brüder, besonders des nachherigen Professors. Kleine Dinge waren hier, wie oft, von wichtigen Folgen. Eine klagsame, Jahrelang kränkelnde Mutter lag da, und erregte durch öftere Jammertöne des Schmerzens die allgemeine Aufmerksamkeit; eine herrschsüchtige alte Magd führte eine geist- und geschmacklose Meisterschaft, und ein Vater, zu unzärtlich und zu unbiegsam, um Erziehungs und wirthschaftliche Pflichten mit Erfolg, und zu entblößt von nöthigem Ansehn, um sie würdig zu erstatten, besorgte die Jahre, welche dem Besuch des öffentlichen Unterrichts vorgiengen, übel genug. Beynahe aller andern Gesellschaft beraubt, brüteten im dumpfen Qualm des einzig heizbaren Wohngemachs drey Söhne über ihren Büchern, wo jeder seine Ecke einnahm. Dann unser

Ge-

Gelehrter hatte, wie schon gesagt, noch zween Brüder, einen ältern, Jacob, von dem hernach ein Wort zu sagen ist, und einen jüngern, Abraham. Dieser galt für den bessern Kopf, und hatte grossen Fleiß, allein er welkte bald, wie eine vom Wurm zerfressene Blüthe, ab, ehe er sein sechszehntes Jahr erreicht hatte. Die Cörpergestalt der Knaben war unter aller Critic, klein, von keinem Ebenmaß, gebrechlich. Obgleich Heinrich vor den zween andern einigen Vorzug hatte, so verdarb er denselben durch andre Fehler, die mehr vom Geiste her sich schrieben. Noch wohnten sie viele Jahre in einer der geräuschvollsten Straßen der Stadt, die besonders an gewißen Tagen das Ohr mit dem lebhaftesten Lärm erfüllte. Man staunte die drey Brüder an, wann sie etwa über die Straße giengen, und ihre armseligen Gestalten zogen mitleidige oder muthwillige Blicke von Jungen und Alten auf sich. Es begegnete würklich, daß 6 und 7jährige Kinder, als gehörten sie in ihre Classe, sich an sie machten, und sie zu ihren Spielen freundlich nöthigten, als sie schon ausgewachsen waren. Noch hatte weder Tanzmeister noch Haarkreußler versucht, ihre Bildung mit andern Grazien als die der stiefmütterlichen Natur zu zieren. Zur kleinen Figur kam bey Heinrich blasse Gesichtsfarbe, eine schwache, stotternde Aussprache, ein blödes Gesicht, das auf drey Schritte Freund und Brüder nicht unterschied, ein zerstreuter oder vielmehr steifer

Blick,

Blick, ein schneller Gang, eine schiefe Haltung des Kopfs, Steifigkeit, und eine kalte baumwollene Hand, die den Druck der Freundschaft wenig zu fühlen schien.

Man verzeihe die Umständlichkeit, mit der die Aussenseite, und die erste Lage und Erziehung des Seligen beschrieben wird. Sie löst das Räthsel seines Schiksals grossentheils auf. Diese Aussenseite, von Natur und Erziehung gleich vernachläßigt, war die Quelle so vielen Kummers für ihn, und die Veranlassung so vieler unwürdiger Kränkungen, der Zurückziehung von gemeinen Seelen, der Blödigkeit und Aengstlichkeit, mit der er überall auftrat, die Ursache seiner Untüchtigkeit für so viele Geschäfte des praktischen Lebens, eine Rathlosigkeit und Unbehilflichkeit, die ihn sehr lange zum Kinde, und eines Hofmeisters bedürftig machte: die größte Hinderniß seiner Wirksamkeit, überhaupt die fruchtbare Mutter vieler Mängel und Gebrechen, die er sich zu Schulden kommen ließ, eines beständigen Kampfs mit sich selbst, und wohl auch mancher seiner Vorzüge, wobey er sich nur mit dem weisen Zusammenhang der besten Welt beruhigte, und mit der Hofnung besserer Zukunft tröstete. Allerdings stehen diese Dinge nicht in nothwendigem Zusammenhang. Wir wissen auch, daß Gewohnheit die Folgen der Natur Gebrechen verringert; und daß auffallende Aeußerungen ausnehmender Geisteskraft die Schwach-

heit

heit des Körpers vergessen macht. Sein älterer Bruder selbst, obgleich kleiner und missgestalteter, rettete sich nicht nur selbst von den meisten dieser Uebel, sondern ward dem Heinrich nicht selten Hofmeister, und Patron bey andern. Man kennt auch mehrere von der Natur wenig milder behandelte Gestalten von Predigern, die unter kaum verhaltenem Gelächter vieler Zuschauer und banger Erwartung anderer die Kanzel betraten, aber eben diese Zuhörer mit nachsehendem Erstaunen zurückliessen, die es nicht begreifen konnten, daß Weisheit in einer so dürftigen Hütte wohnen, und Herz und Gewissen erschütternde Kräfte aus so kleinen Gestalten ausgehen können. Aber dem guten Mann mangelten auch die wenigen äussern Empfehlungen, die Natur und Kunst seinem Bruder gab.

Aus dieser Quelle scheint eine Art Distraction geflossen zu seyn, die ihm zum Theil mit seinem Vater gemein war. Er konnte sich auf einen unbegreiflichen Grad von der Gegenwart, von der Sinnenwelt ausnehmen, und mitten unter den stärksten Eindrücken von aussenher dem Strohm seiner Einbildungen, oder den Wegen des tiefen Denkens folgen. Er mußte es sich vornehmen, und zur Angelegenheit machen, aufmerksam auf das zu seyn, was nahe um ihn vorgieng, sonst war sein Ich aus der Welt verlohren, die auf seinen Körper wirkte. In der lebhaftesten Gesellschaft,

 die

die ihn wenig intereßirte, konnte er sich so sehr vergessen, daß er in sich selbst vertieft, als wäre er einsam, troz der Pflichten des Wohlstands gegen seine Gesellschafter, sich in seine Welt zurükzog. Auf Spaziergängen war er bald so tief in ein angemessenes Gespräch verlohren, daß alle Schönheit der Natur, alles Vergnügen der Menschen-Betrachtung für ihn nichts war, und er kaum der Wege und ihrer Hindernisse achtete. Bey einer Landparthie, die er mit Freunden machte, deren Gespräche ihn eben nicht anzogen, gerieth er in ein so tiefes Staunen, daß man ihn mehreremale zum Mittagessen rief, ob er gleich in demselben Zimmer sich befand, das laut gesprochne Tischgebet nicht hörte, und wie aus tiefem Schlaf aufgerüttelt werden mußte. In zahlreichen Gesellschaften war es sein Bedürfniß, mit einzelnen zu sprechen. Nie führte er das grosse Wort. Erst seine Reise und die darauf erfolgten Veränderungen heilten ihn von dieser Krankheit der Seele. Dieser Hang zur Zerstreuung, diese Abstraction nährte früh seine Neigung für tiefsinnige Studien, und wurde wiederum von dieser gestärkt, nachdem sie in seinen früheſten Tagen ein Bedürfniß gewesen war. Sie war aber sehr wahrscheinlich die Ursache eines zweyten Fehlers, nemlich einer kindischen Unwissenheit, Unbehilflichkeit und Unberedtsamkeit in allen Vorfällen und Bedürfnissen des gemeinen und practischen Lebens, und der geselligen Pflichten der Menschen. Die Wol-

lust

lust zu denken, und die Vergnügungen neuer Wahrheiten verleiteten ihn zu Vernachlässigungen, die er hintendrein allzutheuer büssen mußte. Der Werth und die Bestimmung der alltäglichsten und gemeinsten Gegenstände des Verkehrs der Menschen; die herrschenden Sitten und Gebräuche des geselligen Lebens unter den verschiedenen Classen der Menschen; die bekanntesten Stufen der Lebensweisheit und der Klugheit; selbst der Ausdruk und die Redensarten des gemeinen Lebens wurden ihm weit später als andern Menschen-Kindern bekannt. Diese Unwissenheit und Mangel an Uebung vermehrte die Anlage zur Lächerlichkeit und Verachtung, die von seiner Kleinheit und Steifheit herkam, und gab ihm einen Anstrich von Einfalt und kindischem Wesen, daß ihn dünkte, daß viele Menschen zweifelten, ob er auch Menschenverstand habe. Sein ganzer innerer Werth war ein vergrabener Schaz. Seine Unberathenheit und Unbehilflichkeit in kleinen und grossen Verlegenheiten des häuslichen und geselligen Lebens machte ihn immer von andern abhängig. Die Kränkungen, die er daher erfuhr, wurden ihm in dem Maaß empfindlicher, in welchem er an Cultur der höhern Kräfte des Geistes und an Selbstgefühl zunahm. Denn weder sein harmloses Betragen gegen jedermann, noch seine Entfernung von aller Zudringlichkeit und bescheidenes Zurükstehen, noch seine Gefälligkeiten gegen seine academischen Freunde, denen er in Schulübungen

auf die uneigennützigste Weise diente, noch seine billigen Urtheile über andere Menschen, noch sein moralischer, edler Sinn, und unklagbarer Lebenswandel, noch sein Bemühen, die heitersten Launen für andere zu verwenden — nichts konnte, so bald er aus dem Kreis seiner Vertrautesten war, den fatalen Eindruk auslöschen, den seine Aussenseite machte, noch hindern, daß ihm nicht allerorten Spuren und Aeusserungen sich zeigten, als ob man ihn verachte, für unbrauchbar halte, und lächerlich finde.

Es grämte den guten Mann sehr, mit einer körperlichen Constitution kämpfen zu müssen, welche theils die zur äusserlichen Thätigkeit nöthigen Organen und Empfindlichkeit nicht hatte, theils einen so starken Einfluß auf seine Studien, seinen Ruhm, sein Leben äusserte, und ihn nöthigte, durch seine Gegenwart nicht nur bey gewöhnlichen Menschen, sondern auch feinen Weltleuten verächtlich und lächerlich zu werden. Es entstand daher bey ihm eine Blödigkeit und Schüchternheit, und eine bis zur Verzweiflung stürzende Aengstlichkeit in Behandlung alles dessen, was vor mehreren Zeugen, oder gar öffentlich geschehen mußte. Was dem Mann von Selbstgefühl und Ehrbegierde die süssesten Stunden macht, sich öffentlich zu zeigen, und öffentlich zu handeln, war ihm das Bitterste. Die Nothwendigkeit, worein er sich etwa bey Gele-

gen-

genheit gesezt sah, hervorzutretten, verbunden mit der Ueberredung, daß er die Geschiklichkeit nicht besitze, sich zu seinem Vortheil zu zeigen, quälte ihn lange zuvor, und raubte ihm auf den Fall selbst die Gegenwart des Geistes, die ihn gerettet haben würde. Feyerlichen Auftritten, denen er beywohnen mußte, und wo er sich unfehlbar den Blicken und Urtheilen der Leute mit seinem linken, und unbehilflichen Wesen ausgesezt glaubte, gieng er mit der Todesangst eines Missethäters entgegen. Wann ihn die Reihe traf, öffentliche Functionen bey der Abendmahlsfeyer zu verrichten, so wieß er zwar gewissenhaft die Aufforderung nicht ab, aber wegen dem niederschlagendsten Unmuth raubte er sich selbst jeden wahrhaft christlichen Genuß dabey. Seine Probpredigt hielt er mit einer Todesangst, die ihm Besonnenheit raubte, daß oft sein Gedächtniß ihn verließ und seine Sprache stokte: wozu die Blödigkeit seines Gesichts, das ansehnliche Auditorium, und die Wichtigkeit der darauf folgenden Entscheidung nicht wenig beytrug. Ohne seine gränzenlose Schüchternheit und die übrigen wahren Ursachen seiner Verwirrung zu beherzigen, ward er vom geistlichen Stande mit freundlichen Worten weggewiesen, und damit die ohne diß wenig heitere Aussicht auf künftige Zeiten mit schwarzem Gewölke verfinstert. Nun bedachte er den schröklichen Einfluß, den sein Aeusseres auf seinen eigentli-

chen

chen Lehrberuf, der ihn nöthigte, häuffig vor dem Volk, oder einzelnen Classen desselben aufzutretten, und einen Theil seines Lebens öffentlich zuzubringen, haben müßte, von der schlimmsten Seite. Ihn dünkte, daß er, wann feyerliche Anläße öffentliche Handlungen von ihm forderten, wenige Augenblicke zuvor dem Tode freudig in die Arme geeilt wäre, um der Schande zu entgehen, sich zu prostituiren. Er glaubte in solchen unseligen Augenblicken, daß er von allen vernünftigen Wesen zur Schmache ausgezeichnet sey, und daß seine ganze Bestimmung darunter leide.

Solche Szenen und Betrachtungen machten ihm seinen häuslichen Aufenthalt zum Elisium. Seine Privatstudien waren ihm die einzige Erholung, und die Vergessenheit der äussern Welt Bedürfniß und Trost. Wäre nicht eine andere Art von öffentlichen Handlungen, so würde früher das Bücherschreiben sein liebster Beruf gewesen seyn.

Diesen innern Ruf, der Welt durch Mittheilung seiner Kenntnisse zu nützen, belebten seine treuesten und einsichtsvollsten Freunde: und sein Bruder beförderte die äussere Möglichkeit, demselben mit desto mehr Musse nachzuhängen. Dieser Bruder war zwar nur um drey Jahre älter; aber da er sich früh für die Praxis des Lebens brauchbar zu machen, und von der menschlichen

lichen Gesellschaft hinwieder die möglichen gerechten Vortheile zu ziehen vorgesezt, auch von der Natur dazu, zwar nur wenig, besser unterstüzt worden; so ward er bald für den Gebrauch und Genuß des täglichen Lebens sein treuer Führer und Berather. Ein nicht sehr hervorstechender Charakter ohne Originalität. Keine tiefen wissenschaftlichen Kenntnisse, oder vorzüglich guter Geschmak in Sachen der Kunst. Seine Kränklichkeit, sein eben so blödes Gesicht, als Heinrichs, seine frühzeitige Geschäftigkeit, etwas für sich zu verdienen, seine Pflichttreue hinderten ihn, grosse Fortschritte zu machen, so wie seine Emsigkeit im Besuch der Personen, die Einfluß auf sein Glük hatten, und im Umgang mit seinen Freunden. Seine Brauchbarkeit zeigte sich bald, und er besaß den löblichen Ehrgeiz, gegen alle Schwierigkeiten, die Natur und Verstand ihm in den Weg legten, sich einen so viel möglich unabhängigen Lebensgenuß durch frühe Dienstfertigkeit und Nüzlichkeit zu errennen und zu erkämpfen. Eine gewisse Lebhaftigkeit und Munterkeit in seinem Wesen, die er von seinem gelehrten Bruder aus hatte, eine tönende, wenn schon sehr fehlerhafte, Aussprache, und Unbefangenheit im ganzen Betragen, noch mehr seine mannigfaltigen, wenn schon oberflächlichen, Kenntnisse, und die gutmüthige Schonung und Billigkeit im Urtheil über andere Fehler machte, daß man ihm die Gebrechen seiner

ner Mißgestalt verzieh, und keine Verachtung ins Angesicht zeigte. Es mangelte ihm nicht an einer gewissen Tinctur von theologischer Belesenheit, und mit der Zeit an Geschiklichkeit, sie in seiner künftigen Amtsführung anwenden zu können. Vom Hang zur Schwärmerey und pedantischer Schultheologie war er frey. Klein an Statur, schwach und blödsichtig, hatte er Anfangs Mühe, seine Talente geltend zu machen; doch gelang es ihm bey vielen. Er war geschmeidig, höflich, gefällig; seine Dreistigkeit und Zudringlichkeit, die mit der Schüchternheit seines Bruders contrastirte, aber mit Anstand verbunden war, half ihm oft allein durch. Es war eine herrschende Neigung bey ihm, sich geachtet und beliebt zu machen, und sie äusserte sich schon in seinen Knaben-Jahren Die Armuth und Dunkelheit seiner Familie ließ ihn die Nothwendigkeit lebhaft fühlen, durch Brauchbarkeit, Gefälligkeit und Geschmeidigkeit der Sitten sich der Verachtung zu erwehren, die ihm sehr empfindlich war. Vielleicht, daß in der Folge ihn diese Neigung zu weit führte, und ihn wichtige Pflichten vergessen machte. Er machte viele Bekanntschaften, und unterhielt sie sorgfältig. Etwas von glüklichem Leichtsinn, und sogar von Eitelkeit stand den Empfehlungen im Wege, die seine Dienstfertigkeit und andre Verdienste ihm in den Augen vernünftiger Menschen gaben. Diese ließ ihn nicht merken, daß er sich mehr um innere

und

und gründlichere Vorzüge bekümmern, und an seiner Vervollkommnung mehr arbeiten sollte: und verleitete ihn etwa, über seine ihm vom Glük und Umständen umschränkte Sphäre hinaus zu streben. Beyde veranlaßten ihn, einige Gelegenheiten, unterzukommen, fahren zu lassen, und einige geringere Predigerstellen zu verachten, weil er sein Glük höher zu treiben wähnte, als Fähigkeiten, natürliche Vorzüge, Verdienste und Glüksumstände zu versprechen schienen. Aber glüklich für seinen Bruder, daß er lange Jahre nur Candidat des Predigtamts blieb. Weil er mit Unterricht junger Knaben und Töchter sich einzig abgab, und seinen Unterricht vernünftig und zwekmässig einrichtete, und sich die Vortheile, die neuere Erziehungsschriften an die Hand gaben, mit Klugheit zu nüz machte: so gelang es ihm, Liebe und ein dankbares Andenken zu erwerben. Seine Neigung zu richtigern Religionsideen und gesunden sittlichen Grundsäzen flößte ihm zugleich eine aufrichtige Begierde ein, den Verstand der ihm anvertrauten Jugend dazu anzuleiten. Aus der Lebensklugheit machte er sich ein Studium, worinn er es bey seinen verschiedenen Bekanntschaften mit mehr Solidität weiter gebracht hätte. So war der ältere Bruder des jüngern rechte Hand, sein Geschäftsträger, mitunter sein Hofmeister, der seine Tritte bis in die späten Jahre leitete, wo er erst sich so weit entwickelte, um

sein

sein Bestes einigermassen selbst besorgen zu können, und aufhörte, in so mancher Rücksicht Kind zu seyn. Er war sein Auge, sein Stab, sein Rathgeber, sein Tröster. Wenig konnte er ihm dafür leisten, und von den Bekanntschaften, die der ältere durch den jüngern Bruder machte, zog dieser keine beträchtliche Vortheile. Hingegen war dieser oft nur da gelitten, wo jener gelitten war: und der Hofmeister fand an seinem Bruder einen etwas ungelehrigen und eigensinnigen Zögling. Diese Rolle hatte Jacob nicht übel gespielt; sie war seinem Charakter nicht unangemessen. Er starb acht und dreyssigjährig an den Folgen einer im Kopf zerrissenen Ader 1787. noch allzufrüh für den Bruder, der seit einem Jahr Professor geworden war: und ihm mit nicht weniger Aufrichtigkeit, als David, nachrief: „es ist mir leid um dich, Jonathan, mein Bruder, „du warst mir angenehm, deine Liebe war mir über „Frauenliebe."

Mit geheimem Unmuth, ihr Seligen! ehmals meine Jugendfreunde! hab ich mehr Schwaches als Glänzendes von euch erzählt, oder vielmehr eurem treuen Mund nacherzählt. Allein die tausend lieblichen Stunden eures Umgangs sind nicht vergessen, noch die zahlreichen eurer unverschuldeten Leiden bey Hause und ausser demselben. Ich denke aber, daß von den einen nur zuviel gesagt ist, und daß die Welt die andern

nicht

nicht zu wissen verlangt. Nur Wahrheit ist lehrreich; und so folge die Geschichte eurer Gebrechen auf die der Verdienste und Vorzüge der im Leben zu wenig gekannten Gelehrten.

Eine so fehlerhafte Organisation der sinnlichen Werkzeuge, als beyde Brüder hatten, und Heinrich bey länger fortgesezter kindischer Vernachlässigung seiner äusserlichen Umstände und niedrigern Seelenkräfte noch mehr als sein Bruder, läßt wenig Rühmliches von der Bestimmtheit seiner gesammelten Sinneneindrücke erwarten. Seine lebhafte Imagination machte Gebrauch davon, die Gerippe seiner Abstractionsideen zu beleben, oder eine glänzende, blühende, bilderreiche Fiktion daraus zu bilden. Abstractionsvermögen, Tiefsinn waren es, die er, wo nicht von Natur in vorzüglichem Grad besaß, doch in vorzüglichem Grad anbaute, die Beweise a priori gewannen seine vorzügliche Aufmerksamkeit; ich achte zwar, es war mehr erworben, als natürlich, was ihn charakterisirte, die Frucht der in sich selbst concentrirten Denkkraft, wozu ihn schon früh seine Lage veranlaßte. Auch hat man niemals, so oft auch bey Promotionen in der Schule oder Würdigung seiner Schriften Kenner über ihn urtheilten, seine Talente vorzüglich gefunden. Anstrengung und unglaublicher Fleiß hat sie gehoben. Er war Denker; das war seine Ehre und sein Leiden. Eine auffallende Pro-

be

be davon scheint zu seyn, daß er weder den Schönheiten der Natur, noch denen der Kunst, weder in alten noch in neuern Schriften der Schönheit der Diktion und Schreibart wahren Geschmak abgewann, noch sie würdig schäzte. Metaphysische, physische und moralische Wahrheit wars, was ihn fesselte. Obgleich man die Brüder nicht ohne den Grad von Sprachkenntniß und Lektür ins Collegium zu Zürich aufgenommen hatte, welche die Gesetze forderten, und man damals an Breitinger und Steinbrüchel trefliche Führer in philosophischen Studien hatte, so fühlte doch Heinrich keine Neigung zur schönen Litteratur. Er las die Alten um der Sprachkenntniß willen mit Vergnügen, und gewann ihnen auch einige Fertigkeit im Lateinreden und schreiben und in der Kenntniß der griechischen Sprache ab; aber sein Gefühl ward nicht verfeinert, sein Geschmak nicht gebildet, seine Sprache blieb lange kindisch, sein Styl vernachläßigt. Später hin ward sein Ausdruk angemessener und genauer, aber zum grossen Schaden der guten Sache blieb er allzu nüchtern und dürftig. Selbst die deutsche Sprache, worauf er sich mit Fleiß verwendet, und worauf er sich ein Jahr lang durch alle Hülfsmittel des Unterrichts, der Lectür und des Reisens geübt hatte, machte er sich nicht in dem Grad von Vollkommenheit eigen, daß er sich darinn, sey es im gesellschaftlichen Leben, sey es im Lehrvortrag oder

in

in Schriften, hätte mit Anmuth und Nachdruk ausdrüken können. Was er davon am Ende seines Lebens besaß, war eine Frucht seines Wiederauflebens im Kreise würdiger und gelehrter Männer und seiner Schreibübungen in den lezten Tagen seines Lebens. Anstatt jener glüklichen Organisation und Wendung des Geistes, die zum angenehmen Gesellschafter und Schriftsteller gehört, anstatt jener Aufmerksamkeit, jenes Interesse's an Versinnlichung und Darstellung der Wahrheit, die für cultivirte und uncultivirte Leser Bedürfniß geworden, dachte sein Geist weniger tonisch, schwebte am liebsten in übersinnlichen Welten, und brütete über Abstractionen, die weit von dem entfernt liegen, was die Veredlung der untern Seelenkräfte näher angeht. Die lezte Hand war ihm das schwerste und unangenehmste. Seine Geistesstimmung war eine andere, und er hatte wol nicht unrecht, derjenigen zu folgen, die seiner Kraft angemessener, seiner Neigung willkommener, und durch die Gebrechen seines Leibes selbst und die Fehler der Erziehung befördert worden war.

So besaß er eine starke Uebung in Erfindung profonder Begriffe, und in Zergliederung vorkommender Ideen. Diese Operation gieng bey ihm langsam von statten: allein der Bemühung, dunkle Begriffe, wann er sie einmal unter seinen Gesichtskreis gefaßt hatte, aufzuklären, widerstanden vielleicht nur solche, die bisher kein Phi-

Philosoph deutlich zu machen fähig war. Kurz, er war ein transcendenteller Kopf. Es wäre viel zu wenig gesagt, daß es ihm nicht an Scharfsinn fehlte. Ein Mann, der in manchen Stücken unter den gemeinsten Menschen ist, kann in einem Stücke, worinn er die allermeiste Mühe auf sich gewendet hat, über viele seyn, die diese Seelenkraft weit weniger cultiviren.

Er besaß ein Sachgedächtniß, das nicht so schlecht, als das Wortgedächtniß war; und doch war es ihm ein Leichtes und ein Vergnügen, Stellen, die sein Herz, oder seine Lieblingsideen näher angiengen; selbst auf Spatziergängen wörtlich zu wiederholen, die nicht immer kurz, und nicht mit Fleiß aus andern Schriftstellern auswendig gelernt waren. Indessen, da er weniger tonisch dachte, als die meisten Menschen, so fehlte es ihm an genugsamem Vorrath von Worten: Daher stokte er oft, wenn er gemeine Sachen sagen wollte. Und er hatte sich auf allzuviele Fache des Forschbaren; hatte überhaupt bey seiner Lektür mehr Aufmerksamkeit auf die Ideen, als auf den Ausdruk verwendet; hatte lange Zeit zu wenig Werth auf die Bezeichnung der Ideen geleget, als daß es ihm leicht seyn konnte, mit Fertigkeit auch über vorher überdachte Gegenstände zu reden, bis Uebung im Schreiben, und die Pflicht des Unterrichts hinzukamen. Seine Neigung riß ihn gleich stark zu den spekulativen und den Erfahrungs-Kenntnissen

nissen im philosophischen Fache hin. Die Mathematik war ihm eine zu weitläuftige, und von andern zu sehr abgesonderte Wissenschaft. Hingegen hatte die Physik Reize für ihn. Philosophie im engern Sinn ist die Wissenschaft, worinn er am meisten geleistet hat. Die Physik und verwandten Wissenschaften konnte er nur als Hilfswissenschaften nebenher treiben. Um die wichtigsten Entdeckungen bekümmerte er sich zwar, aber nur in so fern sie auf die festgesetzten Begriffe von den ersten Gesetzen der Körperwelt Bezug hatten, oder Beyträge zur Kenntniß der Geschichte des Menschen enthielten, deren Erweiterung ihm immer am meisten am Herzen lag. Der Detail war ihm nicht so wichtig, und für ihn ein unübersehbares Meer, besonders wo Algebra und höhere Geometrie angewendet werden mußte. Doch blieb ihm auch hievon das interessanteste im Gedächtniß. Es vergnügte ihn, die Fortschritte von weitem anzusehen, die unser Zeitalter in diesen Wissenschaften macht. Sie schienen ihm so groß und bewundernswürdig, daß er glaubte, sie machen dem menschlichen Geist mehr Ehre, als die Progressen in der spekulativen Philosophie, worinn man eher rükwärts, als vorwärts komme, und in der dogmatischen Theologie, die er immer noch für eine objectiv gültige, reelle, und nicht blos für eine subjectivisch wahre, brauchbare Wissenschaft von Seiten vieler berühmten Theologen halten sah.

Er

Er durfte allerdings von Theologie mitsprechen. Das theologische Studium war ein väterliches Erbstük. Er war in der Theologie, und gleichsam neben der Bibel, aufgewachsen. Die Eindrücke der Jugend sind mächtig, und das Buch, das wir in frühen Tagen mit grossem Interesse gelesen, behält, wenn auch sein innerer Werth demselben nicht entspräche, Zeitlebens besondere Reize für uns; wenn es auch die Bibel nicht ist: diese aber war ihm immer ein Handbuch, mit dem er vertraut blieb von früher Jugend auf. So manche jugendliche Szenen erneuern sich dabey wieder. Als die drey Brüder die Collegien zu besuchen anfiengen, und es war darum zu thun, das Kapitel und den Vers eines Bibelspruchs genauer anzugeben, oder den eigentlichen Ausdruk desselben zu wissen, so wendeten die Studenten sich oft an sie, als lebendige Spruchregister. Vater Korrodi machte sie zugleich aufmerksam auf die jüdischen Alterthümer. Heinrich las als Knabe den Josephus, Burtorfs Judenschule, Godwins Moses und Aaron. Der alte Mann verachtete dagegen die lateinische und rein griechische Sprache, und lobte die Grundsprache der Bibel. Daher eine grössere Lust dem Heinrich Zeitlebens blieb, sich in orientalischen Sprachen eher, als in andern, zu versuchen. Die Auslegung der Bibel schien ihm zu den wissenswürdigsten Dingen zu gehören. Als er späterhin die theologischen Wissenschaften im Collegium noch mehr

ken-

kennen lernte, Semlers Schriften las u. s. w. so fi, xirte das alles seinen Hang zur jüdischen Literatur. Nur die Beschäftigung mit so vielen andern Dingen hinderte ihn, in diesem Fache viel zu leisten. In der Dogmatik der Theologie kam er bald so weit, um inne zu werden, daß sie ein Gewebe menschlicher Meinungen, und in der Kirchengeschichte so weit, um sich zu überzeugen, daß sie ein Meer, und daß ihm dessen Küsten zu befahren höchstens verstattet sey, da es ihm an Geist und Hilfsmitteln gebreche, darinn Entdeckungen zu machen. Es war also die Exegese und Critik der heiligen Schrift, womit er sich im theologischen Fache hauptsächlich beschäftigte. Was ihm die akademischen Gesetze als einem Studiosus der Theologie zur Pflicht, und was seiner Hofnung, einmal eine Kirchen-Kanzel zu besteigen, seinem Gewissen wichtig machte, blieb ihm, als er auch nicht mehr unter jenen stand, und diese Hofnung nicht mehr hatte, eine angenehme Beschäftigung. Dazu kam eine spezielle Ursache, nemlich sein Haß gegen Schwärmerey. Seys, daß seine intellektuellen Kräfte ihn zu kalt und scharfsichtig dafür machten, oder die Leiden, die sein Vater ihm auflegte, sein Herz mit Abscheu davor erfüllten, oder seine Freunde, vornemlich Steinbrüchel, es noch mehr dagegen empörten, oder daß seine Philosophie und das Studium der Semlerischen Schriften ihn davor bewahrte, oder daß alle diese Umstände zusammen wirkten: immer ließ

 sich

sich in seinen Reden und Schriften ein Hang, eine mitwirkende Kraft und Nebenzwek dieser Art bemerken, oder vielmehr alle seine gedrukten Werke hatten diese Tendenz, wo es nicht angegebner und offenbarer Zwek war. Sein Studium der Weltweisheit, und vor allen andern der Geister- und Seelenlehre, und seine Neigung für die historische Exegese sezten ihn, mehr als andre, in Stand, gegen diese Gespenster zu Feld zu ziehen; und die Lectür von schwärmerischen und derley Schriften, die er sich als Carricaturen der Menschenseele zum Vergnügen erlaubte, erwekten von Zeit zu Zeit seine Neigung dazu. Als er daher einmal unter den Schleyer von Pietät, welcher diesen Aberglauben tausend guten Seelen empfahl, geblikt hatte; konnte er der Versuchung nicht widerstehen, denselben immer mehr vor den Augen der bezauberten Welt mit kühner Hand wegzureissen. Diese Bemerkung führt von der Betrachtung seiner Körper- und Geistes-Anlagen und seiner ernsten Beschäftigungen zu der seiner Gebrechen und Tugenden, seiner Vergnügen und Leiden des Herzens hinüber.

Daß er zu wenig in seinem Leben gehandelt, und zu viel gedacht, war eine der wichtigsten Ursachen seines vielfachen Kummers, und machte ihm oft das Leben zur Last. Und daß er so viel über sich selbst nachdachte, und ihm seine Fehler und Unvollkommenheiten unaufhörlich vorschwebten, so daß er ein immerwährendes Gefühl

von

von Scham mit sich herumtrug, und seine Reue kein Ende und keine Gränzen fand, wirkte in ihm eine oft schrekliche Traurigkeit, und raubte ihm den nöthigen Muth, seine Fehler zu verbessern, und sich die mangelnden Vorzüge zu erwerben. Ohne diese zu weit getriebene Aengstlichkeit hätte er der Gebrechen und Fehler weniger gehabt. Der Philosoph, so wie der Mann von Ehrgefühl und Ruhmbegierde, ist unglüklich, der mit jedem, der ihn verachtet, gleichsam gemeine Sache macht, und sich selbst in seinen Gedanken über seine Fehler nur immer erniedriget, ohne das Gute, das er hat, mit gleicher Lebhaftigkeit zu empfinden, und wird dadurch unfähig, mit Nachdruk an seiner Verbesserung zu arbeiten: besonders, wenn seine Gebrechen auffallend und jedermann bekannt, sein Gutes aber verborgen, oder weniger geschäzt ist. Der Mangel an Selbsttäuschung, welche unzähligen Menschen ihre Fehler geringer, ihre Vorzüge wichtiger macht, als sie sind, war also dem Philosophen Corrodi, dem es auch an jenen Gefühlen nicht mangelte, eine Quelle von Gram und Kummer. Denn da er seine Unvollkommenheiten in einem hellern Lichte, als andere, sah, und ihnen mehr Wichtigkeit beylegte, als sie verdienten, weit entfernt, sich auf die gemeine Kunst der Rechtfertigung seiner Selbst zu verstehen; und er gar wohl merkte, daß auch diese Demuth, das allzugrosse Intresse an seinem Ich, einen verstekten und schüchternen Egoismus zur Quelle hatte; so fühlte er

er sich in seiner Selbstkenntniß desto unseliger. Die Vergleichung, die er immer anstellte, zwischen der Vollkommenheit, die er als seine Bestimmung erreichen sollte, und dem geringen Grad von Vervollkommnung, den er in seinen Augen erreichte, verbitterte sein ganzes Leben. Diese seine Gemüthsstimmung legt dem Freund und Beschreiber seines Lebens die Pflicht auf, seinen sittlichen Charakter in einem unpartheyischen Lichte, und von mehreren Seiten aufzuhellen, als der gute Mann zu thun ausser Stand war; und auch der personellen Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgründe zu erwähnen, die er entweder übersah, oder, befangen und versunken in Gram und Kummer, sich selbst nicht genug entwickelte.

Fürs erste machten ihn seine höhern, auf Unkosten der untern ausgebildeten Seelenkräfte bald ängstlich, bald vieler schöner und edler Thaten und Tugenden unfähig, bald zur Praxis des gemeinen Lebens untüchtig, bald in seinem Betragen aus Unwissenheit der äussern Gebräuche und Sitten blöde, schüchtern und unbehilflich, bald aus Verachtung dessen, was man Welt und Lebensart nennt, nachlässig und ungesellig. Ohne es zu wollen, bildete er sich zum Dachstubengelehrten. Denn in der Schweiz wird es für wenig ehrenvoll gehalten, seine Feder den Verlegern zu verkaufen. Demnach waren es seine Systeme der Theologie und Philo-

so-

sophie, die ihm theils in dem innern seiner Seele, theils für Glük und Ruhm wenig Vortheile gewährten. Seine Art zu studieren, die Sache, die er anbaute, seine Geisteßschwelgerey selbst vermehrten seine Unruhen und seinen Gram.

Es scheint allerdings der Mühe werth, die melancholische Gemüthsstimmung und den Hang zur Traurigkeit bey seiner redlichen und überlegten Gesinnung, in so weit zu entwickeln, als er selbst die Data angibt, und ein Laye in der Metaphysik sie entwickeln kann.

Wenn überhaupt mit dem höhern Grad der Erleuchtung über moralische Wahrheiten, und mit tieferer Kenntniß seiner Gebrechen, die Immoralität des Bösen in den Augen des redlichen Selbstprüfers steigt; so muß das Prinzip der Selbstvervollkommnung, das der philosophische Selbstprüfer auf sich anwendet, denselben über seine moralischen Gebrechen empfindlicher, als es der gemeine Mensch ist, und dadurch desto unseliger machen. Und so wußten vielleicht wenige Menschen, aus den ersten Prinzipien sowol der spekulativen als practischen Philosophie sich so umständlich, wie der selige Corrodi, Rechenschaft zu geben, warum er nicht glüklich war. Seine höhere Erkenntniß instruirte sein Gewissen, und verfeinerte seinen moralischen Sinn,

oh-

ohne ihm eben einen gleich hohen Muth und eine Festigkeit der Entschliessungen mitzutheilen, die mit der Einsicht gleichen Schritt hielt. Als ein würdiger Lehrer der Moralphilosophie wendete er seine Grundsätze genauer auf sich selbst an. Amtspflicht und Point d'honneur schärften noch mehr die Züchtigungen des geheimen und unerbittlichen Richters in seinem Innern. Keine der tausend Zerstreuungen hingegen und der falschen Tröstungen erquikten die ängstliche Seele, welche der Weltmann kennt, der auf herrschende Meinungen und Sitten seine todte Sittenlehre gründet. Er war auch nicht ein Philosoph, dem sein Studium ein guter Broderwerb, oder Zierrath des Geistes, und dessen Philosophie ein Cabinetstük ist, unbrauchbar für das Leben. Er studirte sie zur Nahrung seiner unersättlichen Wißbegierde, und zur Vervollkommnung seiner selbst. Erhaben über den Aberglauben, der mit äusserem Gepränge die Blössen und Gebrechen des Herzens und Lebens masquirt, und die Orthodoxie, welche auf Natur und Satan die Schuld der Verdorbenheit wirft, und die Mängel eigener Tugend mit fremdem Verdienst ersetzet; wurde er beydes, von seinen theuer erworbenen metaphysischen und moralischen Einsichten, in ein Meer von Beängstigungen versenkt, aus denen ihn sein theologisches Studium nichts weniger, als rettete.

Dabey erheiterte er sich bisweilen mit dem schwa-

chen Trost: daß er sich als ein Opfer des ewigen und dennoch vollkommenen Zusammenhangs der Dinge betrachtete; daß das seltene Talent und der unaufhörliche Kitzel, so über sich selbst zu philosophiren, und mit unendlicher Mühe sich und die ersten Prinzipien des Denkens und Wollens zu erforschen, es seyen, die ihn des leichten Glüks unzähliger anderer Menschen unfähig machen, ruhig über seinen Unvollkommenheiten einzuschlummern: daß er sich unter der Menge nicht philosophirender, und darum glüklicher Menschen verliere; daß ihn seine Spekulationen zwar in diesem Leben wenig zufrieden machen, aber auf das künftige wohl schwerlich schlimme Folgen für ihn haben können; indem er nicht diesen elenden Körper, nicht diese Sinnen, und diese sinnliche Imagination und Gedächtniß; hingegen den Verstand, die Uebung im Denken, die Willensfertigkeiten mit sich ins künftige Leben hinübernehme.

Diese innern Stürme wurden durch das System, wozu er sich immer von seiner Jugend an bis zu seinem Tod bekannte, der leibnitzisch-wolfischen Philosophie nicht verringert. Die beyden Prinzipien, das der Entwicklung aller Erscheinungen der Seele aus der Tiefe ihres eigenen Wesens, wie er die Harmonia praestabilita erklärte, und das der Selbstvervollkommnung, die nach ihm in veredelter und ausgebreiteter Selbstliebe

be-

bestehet, und woher er die Folge leitete, daß die edlern und unsterblichen Seelenkräfte nie zu sehr vervollkommt werden könnten, vertieften ihn noch mehr in den trüben Sumpf der Melancholie, aus dem er sich nicht zu retten wußte. Er erfuhr, was irgendwo Shaftsbury weissagend schrieb: daß kein Mensch weniger Selbstgenuß haben könne, als der Selbstsüchtige Berechner seiner Glükseligkeit. Die Verfolgung seines Interessens, es gehe nun auf diese Welt oder eine künftige, auf Leib oder Seele, treibe sich immer in demselben Zirkel selbstsüchtiger Gedanken, Einbildungen und Neigungen im Leben und Sitten herum. Auch ein gedankenloses Weltkind habe nicht nur mehr Geselligkeit, sondern auch Zufriedenheit, Ruhe und Freyheit von Sorgen, mehr Würde und Gefühl seines Verdiensts um Andere, als solche Berechner ihres Privatwerks. Und geben sich diese ernsthaften und klugen, tief interessirten Leute, um der Seele und derselben Vervollkommnung willen, mit metaphysischen und Religionsspekulationen ab, so werde ihr Geschmak an Tugend und der Genuß des Lebens dadurch um nichts veredelt. Ihre tiefen und theologischen Gedanken werden durch die Ideen von eignem Interesse so verwirrt und modifizirt, daß sie unfähig bleiben, frey und ohne Aengstlichkeit Glükseligkeit zu suchen.

Da er es nemlich vermöge der leibnitzischen Harmonie un=

unbegreiflich und unerklärlich fand, daß der Mensch uninteressirte Neigungen und Triebe haben könne, indem diese ja durch keine Wurzel an die einfache Natur der Seele bevestiget wären; so läugnete er sich entweder selbst ab, was er von edlern Neigungen hatte, oder er ruhte nicht, bis er sein Gutes aus Selbstliebe hergeleitet, zur blossen Klugheit erniedriget, mit seinem Determinismus vereiniget, in das nothwendige System der besten Welt eingefügt, und so um das allen Sterblichen so süsse Gefühl der Freyheit, und so angenehme Bewußtseyn wohlwollender Neigungen gebracht hatte. Zwar gerieth er oft beym Streit der Gefühle mit der Spekulation in Verlegenheit. Als er in einer der lezten Wochen seines Lebens auf dem Lande war, und auf einem Spatziergang eben diesen Gegenstand berührte, und gegen Kants Moralprincip redete; bescheidete er sich eine Weile, es als unvollkommenes Principium cognoscendi in seinem Werth zu lassen; fand es aber mit der innern interessirten Natur des Menschen im Widerspruch, so bald es aufs handlen ankomme; indem er gestand, wenns nur möglich wäre, daß es eine reiche Quelle sehr erheiternder, erhebender, würdiger Selbstgefühle seyn müßte, die er auch etwa selbst zu fühlen scheine, aber nicht bejahen könne.

Er sprach nemlich oft von der Seligkeit, Wahrheit zu erforschen und mitzutheilen. In der That, wohin

sonst

sonst soll man, als unter die unintressirten Neigungen, den unauslöschlichen Durst des einsamen, stillen, jugendlichen Denkers nach abstrakter Wahrheit und das Streben nach tiefen Prinzipien alles Handlens zählen? wohin den Trieb, sie unbekannt und nahmenlos zu verbreiten? wohin, daß philosophiren sein Leben, sein Zeitvertreib, sein einziges Studium war, wobey er lange Jahre nichts hoffte, nichts wünschte, nichts erwartete; wodurch er sich vielmehr häusliche Leiden und auswärts Verdacht zuzog? wohin die Anhänglichkeit an ein System der Weltweisheit und Theologie, das ihn trübsinnig, und, je tiefer er eindrang, desto kleiner, schwächer und verachteter in seinen Augen machte? wohin, als zur treuen Anhänglichkeit an die unpartheyische Wahrheit. Wohin soll man rechnen die dreyssigjährige Duldung und Sorge, die er für seinen harten, unduldsamen und verachteten Vater hatte, ob er ihm gleich nebst einem schwachen Leben nur Armuth, Dunkelheit und Vorurtheile zum Erbtheil gegeben, und seine Tage mit Wermuth tränkte? wohin die kindliche Ergebung in die Berathung und Führung seines weniger gründlichen Bruders, der aber die Welt besser kannte? wohin die seltsame und verdachtlose Führung des kleinen Haushalts des sehr freydenkenden Philosophen mit einer ängstlich pietistischen Magd, die aus Religiosität ihn bis ans Ende nicht verließ,

und

und deren Religiosität er sich ganz überließ? wohin die Dienstfertigkeit und Redlichkeit seines Verhaltens auch gegen Leute, die ihm kein gutes Wort gaben? und die schüchterne Furchtsamkeit, ein beleidigendes Wort für hunderte zu vergelten? Die schneidende Schärfe seiner Gefühle, und die Strenge seiner Urtheile über sich selbst, und die Billigkeit gegen andere: das zarte Gerechtigkeitsgefühl und die übertriebene Angst bey auch unvorsezlichen Kränkungen anderer, das Erschrecken bey jedem Vergessen seiner selbst, oder Handlung, die er unter der Menschenwürde glaubte: — Nun, wenn diß alles Selbstliebe ist, woraus er es freylich erklärte, und worüber er sich geringer achtete, und nicht ein davon unabhängiges Pflicht- und Tugendgefühl: so muß man gestehen, daß sie, bis auf den Namen und das erhebende Gefühl des Selbstbewußtseyns, den unintressirten Anlagen, welche mehrere neuere Philosophen annehmen, sehr ähnlich ist.

Er aber behauptete dagegen ferner, daß aus diesem seinem selbstsüchtigen Charakter, da er das Gute nur um seiner Vervollkommnung willen that, jenes Unmittheilende seines Charakters hergekommen sey, daß er über der Cultur seines Geistes und dem schwelgenden Genuß der Ideen aller Art, es an Aufmerksamkeit auf fremde Bedürfnisse fehlen lassen, und an Gefälligkeit und verbindlichem Wesen lange vielen Menschen nach-

gestanden habe, so daß, was er von diesen Eigenschaften besitze, nicht zu seinem natürlichen Charakter gehöre, sondern entlehnt und nachgeahmt sey, indem er von andern, mit denen er umgegangen, manches angenommen habe. Und so beraubte er sich auch des Trosts der Dienstfertigkeit und seines guten Benehmens, den ihm seine Freunde gegönnt hätten. Eben so fand er, daß Festigkeit und Seelenstärke ihm nicht natürlich, sondern erworben sey, wo er etwas davon haben möchte: indem die entgegengesetzten Fehler ihm natürlich und durch Erziehung vermehrt, durch seine Denkungsart, wenn auch verringert, doch nicht gehoben worden. Schwäche und Verzagtheit erlaubte ihm weder als Jüngling etwas zu wagen; noch als Schriftsteller mit seinem Namen zu seinen Behauptungen zu stehn. Nur blieb ihm ein gewisses Selbstgefühl seiner litterarischen Ueberlegenheit, und eine Neigung, im Denken seinen eigenen Gang zu gehen, und in Ergötzungen Original zu seyn. Aber auch diß Gefühl ward ihm durch Umstände zur Marter, und durch seine Folgen beschwerlich.

Wann etwa ländliche Parthien eine angenehme aber seltene Zerstreuung für ihn waren, so trug er auch da die Last dieser seiner Gemüthsstimmung nicht selten mit sich; besonders, wenn sie mehr als etliche Stunden dauerten. Wo seine herrschenden Seelenkräfte eine

Zeit-

Zeitlang unwirksam blieben, oder unter sinnlicher Wirksamkeit es wenig Nahrung für seinen Geist gab, war er bald sehr verdrossen. Die Einbildungskraft entbehrte die gewohnten Mittel, in Gang zu kommen; zu Meditationen fehlte es an Stof und Freyheit; denn er liebte die Gesellschaft und die gemeinen Gespräche nicht viel: wann nun die Sinnen nicht hinlänglich beschäftiget wurden, niemand sich etwa vorzüglich mit ihm abgab, mitlerweile er von der Landwirthschaft weder Kenner noch Liebhaber war, so ward er nicht selten ein Raub seiner tiefen Distraction, wie oben bemerkt worden, oder einer mißvergnügten Laune; über die er aber bald selbst wieder, als gegen seine practischen Grundsätze streitend, erschrak, und sich mitten im Vergnügen elend fühlte.

Hinwieder gehörte zu seinem edlern Lebensgenuß die Lektür. In gewissen jüngern Jahren füllte sie einen grossen Theil seiner Zeit aus. Allein auch diese war nicht ganz so beschaffen, daß seine Seele gesunde Nahrung, nach dem ihr eigenen Bedürfniß, dabey fand, und daß sein enges Gewissen ihn nicht selten darüber ängstigte. Er glaubte, er hätte nicht so viele Romanen, Gedichte, Schauspiele, oder eher gar keine, lesen sollen. In der That hatten sie zu wenig aesthetischen Nutzen für ihn. Richardson, Shakespear, Fielding, das gieng noch mit! aber Ariost, Feenmärchen,

die, als Spielereyen der Einbildungskraft, ihn blos ergözten, aber nichts weiter zurükliessen, als Begriffe von Dingen, die er nie hätte kennen lernen, nie mit Empfindung denken, nie verlangen sollen, dergleichen gelesen zu haben, bereute er. Diese Lectür trug wirklich dazu bey, ihn endlich mit Hülfe vieler anderer mitwirkender Ursachen gegen den gemeinen Lebensgenuß gefühllos zu machen, so daß ihm die Werkeltagswelt so schaal vorkam, daß er gar nicht weiter begrif, wie man darinn glüklich seyn könne. Indessen, da es ohnedis in seinem Kreise für ihn zu enge war, und zu wenig Stof zur Freude für ihn gab; so scheint er sich zwar aus einem gerechteren Ueberdruß und weniger romanhaft und schwärmerisch jene Zerstreuungen durch Schriften erlaubt zu haben, als mancher andre, der bey voller Tafel den Appetit verliert, und Freuden des Lebens anekelt, die ihm bey noch nicht abgestumpften Organen gefallen haben würden. Allein er übertrieb es allmählich, und hielt sich nach solcher etliche Jahre lang fortgesezten Leserey für elender, als er nach seiner Lage wirklich war. Er verwöhnte sich durch sie so sehr, daß er immer nur durch die fruchtbarsten Begriffe, oder starke und angenehme Bilder Geist und Einbildung zu nähren gedachte. So wurden ihm überall bald alle Augenblicke lästig, wo er nicht denken oder träumen konnte. Gewissenhafte Pflichterstattung und unvermeidliche Geschäftlosigkeit heil-

ten ihn allmählich von diesem durch Geistesschwelgerey zugezogenen Gebrechen. Alle Wünsche und Träume, die nicht für seine Lage paßten, wurden immer mehr verdrängt, und aus einem Jüngling ward, aber spät genug, ein Mann.

Nichts behagte ihm mehr, als auserlesene Gesellschaft von Personen, die mit herablassender, unaffectirter Güte Cultur des Geistes verbanden, die ihm aber später und seltener, als er wohl wünschte, zu Theil geworden: und das Schreiben in seiner Einsamkeit. Aber keines von beyden genoß er rein und unverkümmert. Unglücklicherweise lag in ihm selbst nicht die kleinste Schuld davon. Wir haben von seiner Aussenseite, seiner Zerstreuungssucht, seiner Schüchternheit geredet. Nur lange, wiederholte Bekanntschaft entzifferte allmählich an ihm den gelehrten und moralischen Werth des Umgangs mit dem jungen Manne. Unbekannte versagten ihm oft die gemeinste Achtung und Höflichkeit. Auch Bekannte erlaubten sich, wegen seiner lange kindischen Blödigkeit, die Achtsamkeit, auf die er so gerechte Ansprüche hatte, und deren Mangel ihn tief grämte. Mangel an Lebensart, als er noch im höhern Jünglingsalter Neuling in der Welt war, konnte durch Weisheit, Gelehrsamkeit und Billigkeit im Urtheil bey wenigen ersezt werden. Vorurtheile gegen seinen Verstand, von dem sich beym ersten Zusammentreffen so wenig merken ließ,

wohl auch Abneigung, die Rechte desselben, wenn er ohne den Schmuk weltgefälliger Sitten sich zeigte, zu respektiren; machte es ihm sauer, sich aus der Dunkelheit zum Tage durchzuarbeiten. Manchen schien er ein stolzer, finsterer, ungenießbarer Pedant: andre verachteten ihn, weil sie weder durch seinen Umgang noch durch reelle Gefälligkeiten schadlos gehalten zu werden befürchteten. Desto treuer und dankbarer hieng er an den wenigen edlen Männern, die mit Uebersehung der Gebrechen seines Leibs und seiner Seele ihm Freundschaft, Zeit und Unterhaltung schenkten; und wahrlich beydes durch das kindliche und völlige Vertrauen, und durch die Aeusserungen weitschichtiger Belesenheit und durchdachten Ueberzeugungen, auf eine anspruchslose und bescheidene Weise entschädiget wurden. Seine Neigung, Gewohnheit, niemanden etwas Unangenehmes zu sagen, welche er wahrscheinlich dem Beyspiel seines ältern Bruders zu danken hatte, war wirklich übertrieben. Blödigkeit hatte Antheil daran; jedoch verleitete ihn diese nicht zu Schmeicheleyen, und kriechenden Demüthigungen. Auch bey diesem, wie bey allen seinen Fehlern, hatte er ein tiefes Gefühl desselben, und ein Verlangen eigen, sich zu [illegible], und manches hat er wirklich verbessert, manches abgelegt.

Diese Verhältnisse der Geselligkeit waren ihm desto nothwendiger, und desto eher zu gönnen, da kein Anschein

schein war, daß er zu einem glüklichen Vater und Gatten bestimmt seyn möchte. Ob er durch seine intellektuellen und sittlichen Fehler dazu verdorben war? Ob er durch Mangel an Zärtlichkeit das Unglük einer Gattin würde gemacht haben? Ob es ihm an Ansehn, Kinder zu erziehn, würde gefehlt haben? — Wenigstens scheint er nie ans Heyrathen gedacht zu haben. Er überlegte, daß er kaum eine Familie würde ernähren, daß er nie durch persönliche Vorzüge einem Frauenzimmer würde Neigung einflößen können; und vermied vermischte Gesellschaften, um nicht lächerlich zu werden, und Langeweile zu haben. Eine Furcht, die ihn von fast allen andern, als etwa solchen Gesellschaften zurückhielt, wo Gelehrte waren; denn auch Verwandte und Nachbarn glaubten nicht an ihn; und seine Schüchternheit entfernte ihn von Orten, wo es allzuviel Anstrengung brauchte, seine wahren und genießbaren Eigenschaften für das menschliche und gesellige Leben bemerken zu machen. Indessen, wo er durch Umgang mit der übrigen Familie auch in Bekanntschaft mit Frauenzimmern kam, zu denen er sich, wie er sich ausdrükte, zu erheben wünschte, und die von seinen Kenntnissen sich gute Unterhaltung versprachen; so blieb sein Besuch ohne Folgen für sein Herz. Er war schwächlich; und der unersättliche Durst nach Wissenschaften, und die gelehrte Lebensart, beym Mangel an Zärtlichkeit, hätte ihm auch das Gelübd

D ewi-

ewiger Keuschheit leicht gemacht. Ohne ein solches gethan zu haben, starb er über 40 Jahre alt, ohne diesen Theil menschlicher Glükseligkeit gekostet zu haben, in jungfräulicher Unschuld. Er sprach selten, aber wenn es geschah, mit einer Trokenheit und Gleichgültigkeit von solchen Dingen, daß auch seine Lektür keinen Stof in ihm gefunden zu haben schien, der der Entzündung, und einer daurenden Flamme fähig gewesen wäre.

Mitleiden und Freundschaft affizirten eben so wenig, wie es schien, sein durch Einsamkeit, Studien und häußliche Lage verstimmtes Herz. Seine Gefälligkeiten, und selbst seine Wohlthaten gegen Dürftige, sproßten weniger aus diesem Grunde, als aus gewissenhaftem Pflichtgefühl gegen diese Classen von Menschen. Er bemitleidete weder sich selbst, noch andre, im gemeinen Sinn des Worts; dagegen hatte er eine, des Lehrers der Moral und des Naturrechts würdige, Empfindlichkeit für Recht und Unrecht, der Armuth und des Unglüks; für Edelmuth und Großmuth; er kannte die feinen Gefühle der Tugend. Hochachtung für Verdienste aller Art, besonders gelehrte, äußerte sich überall, und er meinte es redlich damit. Aber gewaltthätig, und mit Entschlossenheit, seine gerechte Sache, oder einen unschuldigen Wunsch seiner verehrtesten Freunde durchzusezen, war seinem

schwa=

schwachen Charakter zuwider, und ihm unmöglich, ob er gleich die Welt, in so weit aus für ihn traus riger Erfahrung, kannte, um diesen Zug von Kühnheit nöthig, edel und bewunderungswürdig zu finden. Eine Klugheit dieser Art hatte auch an der Anonymität seiner Schriftstellerey Theil; schadete ihm aber mehr, als daß sie ihn vor Injurien rettete, indem er eine Zeitlang sich des ihm lästigen Verdachts kaum erwehren mochte, für den Verfasser einer Schrift, über Offenbarung, Judenthum und Christenthum, gehalten zu werden; und wegen einer gewißen Recension eines in seinem Vaterlande herausgegebenen Volksbuchs bittre Vorwürfe leiden mußte: so sehr er versicherte, weder am einen noch am andern Theil gehabt zu haben.

Noch ein Wort von Authorschaft und Schriftstellerruhm des fruchtbaren Scribenten. Aufmunterung seiner Freunde, und Verzweiflung, auf andern Wegen der Welt nützlich zu seyn, sich selbst aber redliches Auskommen zu verschaffen, führten den damals schon gelehrten Mann zuerst auf diese Bahn. Er hatte eher Leidenschaft für Wahrheit und Wissenschaft, als er daran dachte, damit öffentlich aufzutreten; die Tendenz aller seiner herausgegebenen und nicht herausgegebenen Schriften, der Schwärmerey und dem Aberglauben zu steuern, läßt noch eine andre Ursache seiner Schriftstellerey vermuthen. Noch erschwerten

che persönliche Umstände die leztere. Wenn Schreiben ihm eine sehr angenehme Beschäftigung war, und ihn selbst seiner Natur sehr angemessen dünkte; so wurde, für das Publikum schreiben, ihm dennoch eben so sauer, als in Person vor demselben aufzutreten. Es gibt einen gewißen bon ton in der Schriftstellerey, den er sich eben so wenig fand, als die gute Lebensart für das gesellschaftliche Leben. Die lezte Feile war ihm eine unangenehme Arbeit, und deßwegen etwa mehr von ihm vernachläßigt worden, als es hätte geschehen sollen. Wahrheit zu finden und mitzutheilen, war zwar eine der reichsten Quellen seiner edelsten Vergnügen; allein, da er als Schriftsteller nicht ausrichtete, und würkte, was er wünschte, so gab er auch die Hofnung auf, sich in dieser Gestalt einen Namen zu machen. Dieser Contrast seiner Kenntnisse mit seiner Würksamkeit grämte ihn desto mehr, da er sah, wie so manche ihre wohlfeil eingehandelte Wissenschaft mit dem sichtbarsten Vortheil für ihren Ruhm sowol, als die Welt, in Curs zu sezen, verstanden. Das Gefühl seiner Ueberlegenheit in seltenen Kenntnissen vor so vielen öffentlichen Lehrern und gelesenen Schriftstellern, erhöhte auf eine für sein ganzes Wesen schmerzliche Weise diß schrekliche Mißverhältniß, besonders in Stunden, wo er, unter andrem Druk, mit seinem Körper kämpfte, der der Seele immer entgegen arbeitete, sie zur Sinnlichkeit

und

und Melancholie reizte, und auch dadurch zum häuslichen Glük und zu geselligen Freuden unfähiger machte. Die Betrachtungen über sich selbst waren ihm von dieser Seite eine beständig fliessende Quelle von Mißvergnügen.

Indessen bedachte er selbst nicht genug, daß seine Hauptstudien, wovon er schriftliche Denkmale hinterlassen hat, an sich selbst entfernt von der Kenntniß und dem Geschmak des Publikums, und von einer Natur waren, daß das abstrakte und trokene derselben kaum durch die Kunst der Darstellung zu überwinden ist. Eine Kunst, welche Corrodi weder mit Ernst und früh genug sich zu erwerben gesucht, noch je in einem höhern Grad sich eigen gemacht hatte. Er bedachte zu wenig, daß er überhaupt nicht so erst neue Entdeckungen vorgetragen, als alte Wahrheiten beleuchtet, gegen neuere Zweifel behauptet, und angewendet hat; was auch für Liebhaber und Kenner nicht so viel Reiz, als die Neuheit hat. Er vergaß, daß er es als ein standhafter und überzeugter Anhänger der wolfisch-leibnizischen, und Gegner der critischen Philosophie, die er zwar studirt, aber nicht lieb gewonnen hatte, auf den Beyfall, sogar auf die Bekanntschaft der Freunde der leztern grossentheils Verzicht thun muste. Noch lebte er in einem Vaterlande, das in zu lockerer Verbindung mit den berühmten Musen-

sizen

sitzen Deutschlands stehet. Er machte zu wenig persönliche Bekanntschaft, hatte zu wenig Correspondenz mit den erlauchten Tongebern, die den Schriftstellerruhm beherrschen; und schadete sich durch seine theils aus Furchtsamkeit, theils aus Klugheit gewählte Anonymität selbst an seinem Ruhm. Das fühlte er wohl, daß Werke, die man mehr aus Auftrag oder auf fremden Rath ausarbeitet, nicht die Leichtigkeit und die natürliche Reize solcher Schriften erreichen, die aus eigner Wahl in dem Reichthum origineller Ideen hervorwachsen. Da er sich spät auf die Bibelcritic geleget, und sie anfänglich nur gelegentlich und fragmentweise kennen gelernt; so konnte er auch nie etwas anderes, als einzelne Beyträge, liefern. Auch da war also geringe Erndte von Ruhm nach Michaelis, Eichhorn, zu hohlen. Indessen vermißte er gern für das Lob weniger Kenner das laute Händeklatschen der Alltagsleserwelt, und die Bekanntheit bey dem Publikum seiner Mitbürger.

Das Mittel zwischen seinen schriftstellerischen Arbeiten und gesellschaftlichen gelehrten Unterhaltungen, hielten die Stunden, die er studirenden Jünglingen theils öffentlich, theils privatim gab. Er fieng erst spät, und nicht ohne grossen Kampf, eine Anwendung seiner Kenntnisse an, die Mannichfaltigkeit in seine Geschäfte brachte. Nie mangelte es ihm an Schülern,

lern, nachdem er einmal den ersten Versuch gewaget hatte. Viele Jahre gab er Unterricht in philosophischen Materien. Ungeachtet der schlechten Empfehlungen, die seine äußerliche Seite ihm mit gab, sah bald jeder ein, wie viel Nuzen er aus seinem Unterricht schöpfen könne, übersah das Schwache, und fühlte seinen Eifer und seine Fähigkeit mit Dank, nicht nur das System zu erklären, und die Geschichte der Meinungen zu erzählen, sondern die, welche sich ihm anvertrauten, zum Denken selbst anzuführen. Er gewann die Achtung und Freundschaft der meisten Schüler. Allein so ward auch diese Gemeinnüzigkeit ihm eine Schule von Leiden. Seine anfängliche Blödigkeit machte ihm mühselige Vorbereitung nothwendig. Als sich die Aengstlichkeit allmählich verminderte, und er einige Uebung sowol in Entwicklung der Ideen, bis zum nöthigen Grad von Deutlichkeit, als im Vortrag sich verschaft zu haben wähnte, stürzte er sich durch einen Leichtsinn, der sich auf diß Bewußtseyn gründete, nicht selten in einen entgegengesezten, noch grössern Kummer. Er ließ es etwa, ehe er seine Schwäche aus Erfahrung kannte, darauf ankommen, unvorbereitet oder mit nicht hinlänglicher Vorbereitung seine Schüler zu unterrichten, und erfuhr, daß mit der Geistesgegenwart das Gedächtniß ihn bald verließ; so daß er, als den schändlichsten Verdacht, die Vermuthung befürchtete, wegen seiner Verwirrung

für

für Ignorant in einem Fache von Kenntniß bekannt zu werden, dessen Lehrer zu seyn, er sich angemaßt hatte. Diese Prostitution machte ihm nachher die bittersten Stunden: und die Jahre, da er die ersten Kollegien über Logic, Metaphysik, und etwa auch über die theoretischen Theile der Mathematik las, waren eine schlimme Zeit für ihn. Eh er sich einige Lesefertigkeit erworben hatte, mußte er oft Blößen geben; da er in jüngern Jahren versäumt hatte, gleich andern Studenten, Kindern Unterricht mitzutheilen. Oft würde er diese Beschämung gerne an die größten Martern vertauscht haben. Er mußte jedoch sich dieser unangenehmen Arbeit unterziehen, und sogar einen öffentlichen Beruf, sie zu treiben, annehmen. Er sah keine Erlösung von dieser ihm harten Nothwendigkeit, als in den Armen des warscheinlich nicht mehr fernen Todes.

So trug der achtenswerthe Mann die Last seines Lebens mit geheimem Kummer fort. Er schien nicht ebenderselbe zu seyn, wenn man ihn, im trauten Kreiß einzelner Freunde, in häußlichen Szenen, mit seiner naiven Offenherzigkeit, und einer wehmuthvollen, kindlichen Anhänglichkeit, unter Gesprächen jene Qualen seines Lebens vergessen, oder in seine Studien vertieft, fern von Menschen, in seinen Gedanken, mit Sachen, mit Wahrheiten, mit Forschen, wie in seinem

nem Elemente beschäftiget, des Lebens froh werden; und wenn man ihn hinwieder öffentlich auftreten sah. Auch gestand er selbst, was wenige gestehen, seine Anlage lächerlich zu seyn, und den Mangel an conventioneller guter Lebensart, so offenherzig. Er war von Jugend auf und zu lange vernachlässigt; was er daran verbessern konnte, war bis ans Ende seines Lebens sein Wunsch und sein Bemühen. Gewiß aber war aus übertriebener Selbstliebe und Selbstachtung, seine Blödigkeit und Schüchternheit zu groß, und aus Mangel an Menschen- und Weltkenntniß zu imaginär. Denn er beredete sich, daß die Leute ihn mehr beachten, und lächerlicher finden, als es nicht geschah; da er ihnen vielmehr gleichgültig und unbemerkt blieb; viele ihn auch beargwohnten, oder beneideten. Daher kam die Versagung auch gemeiner Höflichkeit, und die Nichtachtung, die er mit wenig Grund von dem Zweifel herleitete, ob er auch Menschenverstand habe. Aber tief einschneidend mußte ihm der Gram darüber seyn, da er gerade in der Kultur seines Verstandes die Quelle seiner etwanigen Verdienste zu besizen glaubte.

Am Glüklichsten fühlte er sich, wann er sich über dem großen Ganzen vergessen konnte. Auch die Achtung einiger Edlen tröstete ihn über die Nichtachtung des grossen Hauffen. Hingegen trug das Mitleiden vie-

vieler Menschen wenig zu seinem Wohl bey: es kränkte ihn — es freute ihn, wenn er sich von einer Zeit zur andern besser und glüklicher fand, und er gelangte immer mehr zu der glüklichen Fertigkeit, die Ursachen, sich für elend zu halten, so zu beurtheilen, daß er geneigt wurde, sich eher für glüklich als unglüklich zu achten, wenigstens zu glauben, daß die Summe des Guten der Summe des Bösen die Wage halte. So ertrug er seine Existenz mit so viel Muth, als er aufbieten konnte. Es tröstete ihn, daß er von der grösten Schande, der Lasterhaftigkeit, frey war, und Zeitlebens davon frey zu bleiben hofte. Vielmehr glaubte er, sogar der freundschaftlichen und zärtlichen Neigungen noch fähiger zu werden. Ohne Anhänglichkeit an ein Leben voll geheimer Leiden, sah er dem künftigen mit dem Trost entgegen, daß sein entkörperter Geist da neuen Schwung nehmen werde.

Eine Vergleichung seines Charakters und seiner Gemüthsstimmung mit der seines Vaters hat mich oft auf eine Quelle seiner Leiden geführt, die es manchem Leser weniger scheinen möchte. Er selbst hätte wohl am richtigsten davon urtheilen können, wenn er in dem Fragment von Autobiographie, das man nach seinem Tode gefunden, diesen Punkt berührt hätte; allein es fand sich nichts davon.

Bey-

Beyde, Vater und Sohn, lebten als wahre Gäste und Fremdlinge ihr Erdeleben; beyde waren wie entlehnt darinn; der Vater mehr im Alter: der Sohn in der Jugend. Der eine, indem er aus Abscheu über das unbekehrliche Sodoma, worinn zu leben seine Seele quälte, davor seine Thüre schloß, und als ein freiwilliger Gefangener ein Eremitenleben mitten in einer bevölkerten Stadt führte. Der andre machte auch in seinen spätern Jahren, der Welt mit seinem winzigen Körperchen nicht enge, und sein schwaches Stimmchen verlor sich unter dem Geräusch jeder zahlreichen Gesellschaft. Schiksal und Neigung, und andre angeführte Ursachen verleideten ihm die Welt, bis auf seinen Beruf, und wenige Auserwählte. Aber der Vater wurde bald abgehärtet; der Sohn nahm eine immer zarte Empfindsamkeit für Gemeinnüzigkeit und geselligen Selbstgenuß, für Ruhm und Achtung, mit ins Grab, die so selten befriedigt wurde. Beyde wollten, aber von entgegengesezten Enden, am Heil der Menschheit arbeiten; dieser drang raschen Schrittes, auf dem wieder verödeten Pfad des Pietismus, auf Herzensänderung und Lebensbesserung bey der niedrigsten Menschenclasse; aber erlebte in kurzer Zeit den Aerger, daß seine Prophetenstimme in der Wüste leerer Tempel umsonst verhallte. Keine merkbare Spur ist von ihm übrig. Der Sohn versuchte die Veredlung der Menschen durch Aufklärung des Verstandes allmählig zu bewirken, die Seelen der den-

ken

kenden Classe vom Aberglauben zu entfesseln und die ausgestreuten Samenkörner sind noch im Keim, ohne Hofnung von reicher Erndte, doch unverloren. Jeder lebte in seiner eigenen Welt von Ideen, Glauben und Wissenschaft, mit aufrichtiger Anhänglichkeit und Treue an dem, was er für Wahrheit hielt. Den Vater erhielt die einzig angemessene Seelennahrung aus der Bibel, die er in einsamer Langweil wiederkaute, und gegen welche er alle andere Kenntniß für schädliche Zerstreuung, Unkraut und Gift achtete, bey der Einfalt seines Glaubens, bey der Stärke des Geistes, und unter allem Druk unüberwindlichem Muth, den der Sohn selbst bewunderte, aber, früh in alle Fache von Kenntnissen zerstreut, in Abstractionen vertieft, alle Zweifel prüfend und wägend, und durch philosophische und historische Untersuchungen geschwächt, nicht erhielt. Der Vater wußte sich bald in dem buchstäblichen, bald im prophetischen, oder allegorischen und mystischen Sinn der Propheten und Psalmen, eine unerschöpfliche Quelle von Genuß zu öfnen; der Sohn führte, so viel er konnte, die erhabensten Stellen, classisch geachtete Sprüche, starke Beweisstellen für Lehren der Dogmatik, Weissagungen, und was sich auszeichnete, durch historische Beleuchtung, critische Erörterungen, Parallelen aus jüdischen Scribenten, und alle andren Hilfsmittel der Gelehrsamkeit vom allegorischen, prophetischen, und jedem andern Sinn,

auf

auf buchstäblichen, gemeinen, und, wie ihn dünkte, den natürlichsten Sinn zurük: und untergrub in eben dem Maaße seinen Glauben an die heiligen Scribenten, mit der davon abhängenden Kraft und Genuß, als der Vater den Seinigen erhöhte. Die heroischen Tugenden der alten Welt, die eine Frucht des unerleuchteten Glaubens sind, Intoleranz gegen Heiden und Heuchler, Verfolger und GOttesläugner, der schneidende und kühne Troz, die blinde Ergebung an GOtt mit Aufopferung aller Scrupel der Vernunft, der natürlichen Neigungen des Herzens und Erdenglüks, vermählten sich bald mit dem Geist des Vaters, daß auch er kek ihn entsezende Magistraten vor den höhern Richterstul JEsu citirte, und über allen Kleinmuth erhaben, gegen Armuth, Verachtung, Spott und Vorwurf sich mit dem Namen seines GOttes stählte. Eine Seelenstärke, von welcher der Sohn den Mangel bitterlich fühlte; die aber weder Philosophie ersezte, noch die Auslegung der Schrift haben konnte, als welche seine theologische Dogmatik sehr zusammengeschmolzen hatten, und die Ideen der Religion nicht bis zur stärkenden Empfindung belebt werden ließen. Der Vater erklärte Weissagungen aus göttlicher Eingebung; der Sohn Ahndungen und Visionen, aus der Harmonia præstabilita, durch allzufrüh und anomalisch erwachte, und lebendig gewordene Ideen der Seele. Hierinn allein schienen sie sich zu

nä-

nähern. So unabzogenlich sich der Vater an der ihn versorgenden Regierung GOttes hielt; eben so tröstete sich der Sohn mit dem hohen Zweck und dem nothwendigen Zusammenhang der besten Welt, über seine Leiden in seinen vielen dunkeln Stunden, aber mit ungleicher Würkung und Erfolg. Dem Vater galt die Autorität der Schrift, dem Sohn die Natur der Dinge, als göttlich; und beyde wünschten nichts eifriger, als daß die von ihnen anerkannte Wahrheit triumphiren: der eine, daß die Offenbarung die verwegene Philosophie besiegen, der andere, daß die Vernunft ewig und ohne Nebenbuhler ihren Thron behaupten, und als Richterin über den Zusammenhang der Wahrheiten entscheiden möchte. Beyde wurden Opfer ihrer Ueberzeugung; beyde intolerant nur für, und nur wider die Swärmerey. Denn Toleranz, die auf Ueberzeugung, daß man im Besiz der Wahrheit sey, sich stüzt, ist keine wahre Duldung. Mangel an deutlichen und erhabenen Einsichten, scheinet den Vater; Mangel an Empfindung und Erfahrung der Kraft der Wahrheit, den Sohn zu Gegnern gemacht zu haben. Man könnte noch lange die Vergleichung der beyden excentrischen Männer, in Rücksicht auf das gemeine, practische Leben, fortsezen, um die Charakterzüge auffallender zu machen: allein ich eile, die besondern Schiksale, Reisen, Schriften und Beförderungen,

gen des zu früh verstorbenen Gelehrten kurz zu beschreiben.

Als nach einem einsamen Leben die drey Brüder, im Jahr 1768. das öffentliche Collegium in Zürich zu besuchen anfiengen, waren die Pygmeengestalten derselben ein Gegenstand der Neugierde des Publikums. Die Blicke der Leute folgten ihnen auf den Straßen. Wer die Geschichte ihrer Verwahrlosung wußte, hatte Mitleiden; dem sie verkennenden Pöbel war sein Spott verzeihlich. Als aber auch Männer, die auf Gelahrtheit und gute Lebensart Anspruch machten, sich damit zierten, sie abwesend (aber was bleibt verborgen?) mit dem Diminutif ihres Geschlechtsnamens zu nennen (was sonst keinem Studiosus begegnete); als mehrere von ihren Lehrern eben dieselbe Sprache führten, und sie sich unter ihren Mitschülern verbreitete; als die üble Gewohnheit Jahre lang fortdauerte, auch nachdem sie sich über die meisten Mitschüler, und Heinrich über die Gelahrtheit mehr als eines Professors empor geschwungen hatten: so kränkte sie diese Demüthigung tief, und blieb ihnen freylich unvergeßlich. Bald lernten genauere Beobachter sie nicht nur als Phänomene der Menschenrace mit Bedauren oder Verachtung: sondern Heinrich, vor dem ältern Bruder aus (der jüngere war früh verstorben), auch als eine ungewöhnliche Erscheinung in der Geisterwelt, nicht

oh-

ohne Verwunderung betrachten. Wo von Privatcollegien sonst etwa mit Honoranzen etwelcher massen bezahlt wurde, ward den Brüdern ohnentgeldlich vergönnt; und ein nicht unberühmter Mann ergriff die Gelegenheit, ihren Fleiß in Besuchung der Seinigen mit Geschenken zu ehren. Nicht lange, so erhohlten sie sich von der anfänglichen Schüchternheit; ihr naives Wesen, Funken von Tiefsinn, und Proben ungewöhnlichen Fleisses, zogen Heinrich vornemlich Achtung und Bedauren zu. Ihr unschuldiges und bescheidenes Betragen entzog sie manchen Rohheiten der studirenden Jugend. Alles zusammen hielt das Gegengewicht der Art von Vernichtigung, welche Mißgestalt, Mangel an Eleganz und Weltsitte, bey Nichtkennern dem Heinrich, vor seinem Bruder aus, zuzog, der sich bald dem Kreis seiner Welt mehr anzuschmiegen verstand. Lange war unsrem Literator die doch so kleine Zürcher = und academische Welt so fremd und unbekannt, daß er keinen Maßstab der Schäzung derselben, als das Bewußtseyn seiner eignen Kenntnisse, in Vergleichung mit denen hatte, die in Collegien und Gesellschaften von Lehrern und Schülern geäußert wurden, und die ihm gemein und nicht selten kleinlich und trivial vorkamen. Daher erwachte ein geheimer, und endlich nicht ganz zu unterdrückender Stolz, der eine neue Quelle von Kränkungen für ihn wurde. Nachdem er die philosophischen Studien, mit denen er seine

Lauf=

Laufbahn eröfnet hatte, pflichtmässig und gewissenhaft betrieben; ward er mit ehrenvollem Zeugniß 1769. in die philosophische Classe befördert. Allein weder Breitinger, noch Steinbrüchel, noch Usteri, seine Lehrer und Führer in den alten Sprachen, gewannen ihn, noch er sie, vorzüglich lieb.

In dieser neuen Classe regten die Geschichte und Dogmatik der Philosophie, so dürftig sie docirt wurden, alle seine Geisteskräfte auf. Sein emporstrebender Wahrheitssinn ließ sich früh mit den Abstractionen und Distinctionen der Metaphysik in einen edlen Kampf ein. Die natürliche Theologie, Logic und Seelenlehre zogen ihn vorzüglich an. Er versuchte damals schon die Grundsätze dieser Wissenschaften auf die theologischen Vorlesungen, die mit aller Härte des eingeführten Lehrbegrifs gehalten wurden, mit kühner, aber im Grund argloser Freyheit zu denken, anzuwenden. Auch reizten ihn damals schon die Hexen, Gespenster und andre Geschichten des alten Aberglaubens, ihre Wahrheit nach logischen und psychologischen Gründen zu prüfen. Sein Gedächtniß war eben so reich an Stof, als sein Scharfsin ausgerüstet mit Grundsätzen, um über diese Täuschungen und Verirrungen der Menschen Licht zu verbreiten. Doch zweifelte er damals nicht an der Möglichkeit, daß Geister gerade nach dem Tode des Leibes erscheinen. Das wolfisch-leibnitzische System gewann

 ihn

ihn von diesen Jahren an für immer, und die spätere Prüfung aller neuern Systeme hat ihn von der herzlichen Anhänglichkeit an das Alte bis an seinen Tod nicht zurückgebracht. So langsam er diese Ideen mit seinem Geist vereinigte, so unauslöschlich blieben sie ihm eingeprägt. Kaum hatte er im Lauf des anderthalbjährigen Cursus den Kreis der philosophischen Collegien einmal vollendet, und die vornemsten Gegenstände durch Lectür, und vornemlich durch einsames Nachdenken bey sich selbst approfondirt; so verfertigte er eigentlich für sich, zufälliger Weise zum Besten seiner Freunde, eine zusammenhangende Reyhe von philosophisch-theologischen Abhandlungen, welche frühe Proben seines Tiefsinns, seiner schrankenlosen Kühnheit im Denken, und seiner unermüdeten gelehrten Thätigkeit waren. Sie fallen in sein 18. bis 20stes Jahr. Nicht nur diß, sondern die unverholenen und warmen Aeusserungen über das, was ihn wahr dünkte, bey Disputirübungen und in gesellschaftlichen Gesprächen, seine Lektür, seine Unterhaltungen bey Hause machten allmählig den jungen Reformator herrschender Meinungen, der Orthodoxie mehrerer öffentlicher Lehrer und dem unbiegsamen Sinn seines Vaters immer verdächtiger. Nur seine so unbedeutende Person und die Verheimlichung seiner grellsten Meinungen, freygedachter Schriften und neologischer Bücher machten, daß er von

je-

jenen ungestört, von diesem mehr beseufzet als gehasset, seinen gelehrten Neigungen nachhängen konnte. Damals schon war er eine immer bereite und offene Hilfsquelle noth- und unterstützungsbedürftiger Studenten, dictirte Objectionen und Argumente für Disputirübungen, instruirte die Respondenten oft gegen sich selbst, sezte Plane und ganze Predigten für andre auf, und theilte in weitläuftigen Briefen seine, wie er glaubte, ins Reine gebrachten philosophischen und theologischen Ideen, so wie seine Muthmassungen mit jugendlicher Zuversicht seinen Freunden mit.*) Er ereiferte sich früh gegen die kirchliche Lehre von der Dreyeinigkeit, die Ewigkeit der Höllenstrafen, die herrschenden Begriffe von der Strafgerechtigkeit Gottes und der Genugthuung Jesu, von der Persönlichkeit des heiligen Geistes und der Schöpfung aus Nichts, und die Keime seiner spätern und spätesten Abhandlungen über diese dogmatischen Lehren lagen schon in seinen frühesten Aufsätzen, ohne den mildernden Schleyer, den er aus Klugheit und nach reiferer Prüfung in den Beyträgen u. s. w. darüber geworfen hatte. Indessen, so sehr er die leibnitzischen Monaden, Harmonie und beste Welt liebte, und von dem ersten Erwachen seines me-

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes bereut jezt, mehr als hundert solcher in Absicht auf Schreibart sorgloser und roher Versuche beym Tode seines Freundes verbrannt zu haben.

metaphysischen Kopfs bis zu seinem lezten deliriren behauptete, so wenig verstand er sich auf des grossen Mannes Kunst, zu sophistisiren, und die Philosophie dem herrschenden Lehrbegrif anzupassen. Er ging überall mit der ihm gewohnten Aufrichtigkeit und Mangel an Weltklugheit zu Werke. So erregte er in diesen Zeiten bey manchem Befremden, als er den physicotheologischen und cosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes in einer Gesellschaft widerlegte, und dem cartesiecischen nicht nur den Vorzug einräumte, sondern darauf die leztern gegründet wissen wollte. Es wurde die Litteratur der Philosophie vom 18ten Jahre an unter einem Chaos von neuern Schriften, die er las, sein Lieblingsstudium, das er niemals mehr verlassen hat. Er lebte und webte dabey so sehr in seinen Ueberzeugungen, daß es ihm unbegreiflich war, wenn andre das Gewicht seiner Gründe nicht eben so schwer fühlten, als er selbst. So erlangte er 1771. die Erfüllung seines Wunsches, in die theologische Classe des Collegiums mit Beyfall aufgenommen zu werden.

Von da an vornemlich begegnete es ihm, daß er im Gefühl seiner überwiegenden Disposition des Geistes zu tiefsinnigen Untersuchungen, seiner Ueberlegenheit in diesem Fache von Kenntnissen, seiner unbeschränkten Geistesfreyheit, ohne Führer und Rathgeber, ohne Vorbild und leitende Umstände (denn die rohe

Be-

Begegnung von seinem pietistischen Vater war seinem Gewissen keine Schranke bey Prüfung der Wahrheit, ob sie gleich nie seine kindliche Achtung unterdrükte) bald scholastische Grillen haschte, bald einem pruritus, alles zu erklären, nachgab, bald ungelehrte Männer geringer achtete, die fürs practische Leben grosse Verdienste hatten, bald seine unfähigen Mitschüler höhnend critisirte; bald auch in beunruhigenden Zweifeln und mancherley trüben Vorstellungen, seine künftige Lebenswahl betreffend, sich verlor. Aber bald lernte er auch mit zehenfachem Gram das Gegengewicht von Verachtung kennen, das, nebst seiner Gestalt, Unbehilflichkeit in allen Dingen des gemeinen Lebens, und nebst seinem Mangel an Talenten für das gesellige Leben, gerade diese seine Aeusserungen von Stolz und Heterodoxie ihm, ungeachtet aller Gründlichkeit und Gelehrtheit, zuzogen. Empfindlich und gramvoll ertrug er das bald täglich, bald stündlich wiederkehrende Gemisch und den Wechsel von hohen Gefühlen des Werths und der Seltenheit seiner erworbenen Kenntnisse, und der schmerzenden Empfindungen seines Nichts für das thätige und gesellige Leben. Er versank desto leichter in melancholische Düsternheit, weil weder die Natur und alle Pracht der schönen Jahrszeiten auf Spatziergängen sein allzukurzes Gesicht beschäftigten, noch die gewöhnlichen Gesellschaften Reiz für ihn hatten. Auch kleideten ihn

al-

alle Versuche und Aeusserungen von Theilnahme an jugendlichen Spielen und Scherzen so schlecht, daß er sich fast immer dabey durch sein linkisches Wesen lächerlich machte. Es war nur unter vier Augen oder in vertrautem Umgang, wo sein damaliger Ernst und Tiefsinn sich auf Gegenstände des gemeinen und täglichen Lebens einließ, und auch die gemeinsten Dinge gründlich behandelte, ihnen dadurch Wichtigkeit verschaffte, und ihn zum interessanten Gesellschafter machte. Nur in Stunden, wo er sich von den Zauberketten seiner Lieblingsstudien losgerissen, drangen nicht vergeblich auch Vergnügungen der Natur und Gesellschaft in seine Seele. Sein kühnes Denken selbst (da in seiner frühern Jugend ganz andere Meinungen eingewurzelt hatten, die nun ausgerottet werden sollten) und die häufigen und derben Strafpredigten seines hyperorthodoxen Vaters veranlaßten innere Kämpfe, die seinen jugendlichen Geist nicht selten fast zu Boden drükten. Wenn auf der einen Seite der grelle Pietismus seines Vaters, die Härte seiner Grundsäze, seine Untauglichkeit zu irgend einem Amte, die Einseitigkeit der Erziehung es ihm selbst zur Pflicht machte, von diesen Lehren und Uebungen abzugehen; so fiel ihm doch der Uebergang zu so sehr entgegengesezter Denkungsart oft sehr schwer. Es mangelte ihm nicht an Augenblicken der Verzweiflung, wo es ihm bey allem Lichte, das seine Stralen auf beyde Seiten verbreitete, grosse Mühe machte,

ve-

veteres avias in pulmone revellere. Wer ihn in solchen Situationen der empörten Seele etwa über die Strassen wandeln sah, ohne seines heftigen Kampfs wahre Ursachen zu ahnden, konnte nicht ohne Erstaunen sein Zerwerfen der Hände, den vor sich hinstarrenden Blik, den regellosen Gang, die halblauten Bewegungen des Mundes ansehen. Dennoch machte ein Kampf, den die edelsten Jünglinge zwischen altem Irrthum und neuerer Wahrheit mit geheimem Kummer fühlen, den kühen Denker nicht träg noch muthlos. Es wäre noch schneller vorübergegangen, wenn nicht trübe Aussichten auf sein künftiges Bestehen seinen Gram vermehrt hätten.

Er sah nemlich keinen andern Weg, nicht etwa zum Glücke, sondern selbst zum nothdürftigen Bestehen, vor sich, als den gewohnten Weg, ein Landprediger zu werden. Gegen diesen Beruf aber war er nicht nur selbst ingeheim gleichgültig; sondern seine körperlichen und Geisteskräfte schienen ihm denselben abzurathen, wozu Lehrer und Freunde nicht unzweydeutig stimmten. Auch seine Versuche in öffentlichen Vorträgen fielen so schlecht aus, daß ihm dieser wiederholte Unfall eine Quelle vielen Kummers wurde. Zwar zeichnete er sich in Disputirübungen durch Gründlichkeit und Fertigkeit aus, welche ihm die Professoren der Theologie gerne einräumten, so ungern sie seine Kühnheit im Denken

sahen. Hier verließ ihn die Gegenwart des Geistes selten. So bald es aber auf Versuche im Predigen ankam, büßte er die stiefmütterliche Kargheit der Natur, und die Versehen der Erziehung. Man vermißte überall die Popularität in Gedanken und Ausdruk, den Nachdruk der Stimme, die Beyhülfe der Gebärdensprache; die dem Volksprediger wünschbar sind. Er konnte nicht hoffen, in einer nur wenig geräumigen Kirche und vom Landvolk verstanden zu werden. Bey solchen Probepredigten äusserte seine Verlegenheit auf Gedächtniß und Stimme einen fatalen Einfluß; und dieser Einfluß wirkte auf seine ängstliche Seele mit vermehrter Kraft zurük. Zweymal schon hatte man ihm von Seiten seiner Vorsteher in Rüksicht auf die Kleinheit seiner Körpergestalt, Schwachheit der Stimme und damaligen Schwachheit des Gehörs den Rath gegeben, eine andere, als die gelehrte, Lebensbahn einzuschlagen Diese Zumuthung von der einen Seite, von der andern seine Leidenschaft für die Wissenschaft, seine unbezwingliche Neigung für die leibnitzische Philosophie, die allerorten, und zu allen Zeiten, und unter allen Umständen seine Seele erfüllten; und die Hoffnungslosigkeit, durch irgend eine Handarbeit bestehen zu können, ohne der Obrigkeit, den Verwandten oder Gönnern zur Last zu fallen, versezten ihn in die traurigste Aengstlichkeit, die oft in Aerger ausartete, daß er mit seinen Anlagen und Neigungen aus der

Classe

Classe der Schule der Weisheit ausgestossen werden sollte, in welcher so viele Jünglinge geduldet, begnadigt, befördert wurden, die ausser unwichtigen Vorzügen der äussern Gestalt und Haltung so leer an Lust und Sinn für die Hauptsache waren, und ohne alle Wissenschaft gewannen, wozu er mit aller Wissenschaft nicht gelangen sollte, eine Pfründe. Dieser Gram läßt sich aus der kirchlichen Verfassung des Vaterlands, und der Schäzung der gelehrten Lebensarten allein richtig beurtheilen. So ausgedehnt die Ansprüche der zürcherischen Geistlichkeit an mehr als 200. Landpfründe waren, so machte dennoch die billige Rüksicht des wählenden Magistrats auf beliebte Eigenschaften der Candidaten, und der wählenden Gemeinden auf äussere Empfehlungen, daß gerade Männer von so wenig empfehlender Aussenseite schwerlich andern vorgezogen, oder auch nur gleichgeachtet wurden. Die Lehrstellen am Gymnasium wurden mit einer Art Nepotismus besezt, zwischen den sich selten ein Gelehrter, dem der Charakter der Verwandtschaft mangelte hineindrängte. Die Prediger der Stadt empfahlen sich vorzüglich durch ausgezeichnete Predigertalente. Das Bücherschreiben, als Brodgewinn, war verachtet, und Corrodi war noch weit entfernt, von einer gefallenden Einkleidung seiner originellen Ideen sein Glük hoffen zu dürfen. Wenige, ohnediß geschäzte Gelehrte, hatten es gewagt, durch Privatcollegien sich einen unsichern Gehalt zuzulegen.

Mit

Mit einem Wort, mit Ausschliessung von der Kirchenkanzel ward dem jungen Gelehrten fast jede mögliche Aussicht auf einen Lebensberuf im Vaterlande verschlossen, der seinem Geist und seiner Neigung angemessen, und für sein Bestehen hinlänglich seyn konnte. Desto mehr, da er in diesen jüngern Jahren theils aus Mangel an Zutrauen und Anlaß, theils aus Geringachtung des Kinderunterrichts und unüberwindlichen Wißbegierde versäumt hatte, sich in der Kunst, zu unterrichten, zu üben. Dazu kam, daß jede Aeusserung von Klage, jede Mittheilung seines Kummers bey seinem Vater nicht nur taube Ohren fand; sondern mit einer hitzigen Apostrophe: wie alle diese Uebel nichts als göttliche Strafen der ruchlosen Weltweisheit und Vielwisserey seyen, die ihn zu wenig für das einzig Nothwendige sorgen lasse, beantwortet wurde.

Bey seiner standhaften Beharrlichkeit in dem Vorsaz, förmlich in die Classe der theologischen Candidaten aufgenommen zu werden, ward er am 1. Jul. 1773. dazu decernirt. Die verschiednen Examina rigida wurden alle, die einen nicht ohne ausgezeichneten Beyfall, abgenommen, und er selbst am 7. Oct. dem Schulstab entlassen, und zugleich ihm über sein theologisches Examen alle Zufriedenheit bezeugt. Noch war die lezte Probpredigt vor den angesehensten Männern des weltlichen und geistlichen Standes, seinen Richtern, in einem

einem mässig grossen Zimmer zu halten. Von dieser Arbeit sollte sein Bestehen, sein Schiksal, sein Stand, seine Liebhaberey, seine Seelenruhe abhängen. Man stelle sich sein Erstaunen vor, als der Beschluß über ihn, nach Abhaltung derselben, die freylich in Absicht auf Vortrag unter aller Critic war, also lautete: „Herrn Heinrich Corrodi ward wegen schwacher Organisation und Brust, Mangels des Gedächtnisses und des äussern Anstands, und schlechter Aussprache die heilige Ordination einhellig abgeschlagen.“ Sein Vater vollendete den niederschlagenden Eindruk durch ein Betragen, das wir oben berührt haben.

So war denn Philosophie und Wissenschaft, bisher seine Pflicht und seine Lust, der einzige Trost, die einzige edle Zerstreuung, in seinem Leiden, und befestigte zugleich jene früher beschriebenen sonderbaren Züge seines sittlichen Charakters. Doch nein! Um diese Zeit ward Steinbrüchel zum Canonicat und Beysiz in eben dem Collegium, das über das Schiksal Corrodis entscheiden konnte, befördert. Dieser zog die Aufmerksamkeit des jungen verdienten und viel bedeutenden Schulgelehrten auf sich. Die Liebe zur Philosophie, welche beyden gemein war, die harmonische Denkungsart beyder für das leibnitzisch-wolfische System, die im Umgang bemerkten Spuren kühner und freyer Denkungsart näherten sie. Steinbrüchel fand in

Cor-

Corrodi eine lebendige Bibliothek. Corrodi aber bewunderte den seltenen Mann, der gründliche Kenntnisse um ihres eigenthümlichen, innern Werthes willen liebte, in der Stille, und wenns die Umstände erheischten, öffentlich beförderte, ächte Philosophie theils selbst besaß, theils mit warmer Liebhaberey empfahl, und ohne herrschende Vorurtheile oder Ansehn sich mißleiten zu lassen, den jungen Mann würdigte, aufmunterte und unterstützte, den er auf dem Weg freyer Forschung sah. Im Credit dieses, in Zürich noch lange unvergessenen, Gelehrten fand er seine Befreyung aus dem lange ungewissen Zustand seines Schicksals. Unterm 21. Aug. 1774. erfolgte eine Revisions-Acte, "Herr H. Corrodi hofft durch Uebung seine Sprachorgane zu verbessern, und wünscht also, Anlaß zu haben, an öffentlichen Orten Proben zu machen." Es ward ihm bewilliget, in einer kleinen, von der Stadt entfernten Kirche auf dem Land, Wochen und Frühpredigten zu halten, um diesen Endzweck zu befördern. Welche Vorsichtigkeit! Indessen stieg durch die Freundschaft eines einigen Mannes Muth und Hofnung, die verlorne Gegenwart des Geistes bey öffentlichen Auftritten zeigte sich wieder, einige Uebung kam dazu. Und da nach drey Vierteljahren der Inspector der Candidaten der Theologie von Corrodi berichtete, daß er unter der Frühpredigt allerorten in der Kirche sey verstanden worden, und begehre,

re, daß man ihm erlaube, seine entscheidende Probpredigt zu halten; so ward es ihm mit andern bewilliget. Sie wurde ihm nun am 18ten May 1775. mit gutem Willen abgenommen. Er erhielt darauf die Ordination, ward wieder in seine vorige Ordnung und Stelle hinaufgesezt, nur ward ihm für ein Jahr in der Stadt zu predigen untersagt, ausgenommen die gewohnten Frühpredigten. Nach einem halben Jahre leistete er den gewohnten Synodaleid.

Das war das geheime Schiksal dieses merkwürdigen Mannes in der ersten Hälfte seines Lebens. Es geziemte der vertrauteren Freundschaft eines seiner Mitschüler, mit Beyhilfe der hinterlassenen Notizen des Seligen, diß Schiksal seiner Jugend, zur Beruhigung und Ermunterung mancher, die näher oder ferner in ähnliche Lagen gesezt seyn möchten, nicht ganz zu verschweigen.

Nekrolog von Heinrich Corrodi, Prof. des Naturrechts und der Sittenlehre auf dem Gymnasium in Zürich. Von Leonard Meister.

Er starb in der Nacht zwischen dem 13ten und 14ten Herbstmonat 1793. an den Folgen des Faulfiebers. Gebohren war er im Jahr 1752. Theils wegen schwäch-

licher Bildung des Körpers, theils wegen ängstlicher Aufsicht seines Vaters, eines frommen Geistlichen, verlebte er die frühere Jugend in stiller Abgezogenheit mit zween Brüdern, die sich, wie er, der Theologie wiedmeten. Noch sehr jung verlor er den einen durch den Tod. Der Vater war ein redlicher Mann, aber durch ausschliessendes Lesen mystischer Bücher hatte sein Kopf eine steife einseitige Richtung bekommen. Entweder gar keine, oder eine ebenfalls steife einseitige Richtung gab er den Söhnen. Bey gänzlicher Unbehilflichkeit, bey unscheinbarem Aeussern hatten diese Mühe, in belebter Gesellschaft Zutritt zu finden. Innerlich kränkte es sie, aber ihren Muth schlug es nicht nieder. Je weniger Genuß ihnen die Welt gab, desto mehr suchten sie Geistesgenuß. Vorzüglich zeichnete sich unser Heinrich sowohl durch Bescheidenheit, als durch Arbeitsamkeit aus. Lange indeß blieb seine Arbeitsamkeit planlos. Je thätiger sein Geist war, desto mehr lief er beym Mangel an weiser Leitung Gefahr, in der Einsamkeit über Chimären zu brüten. Nein, die Vorsicht des Himmels überläßt den Jüngling, dem es mit der Entwicklung seiner Fähigkeiten Ernst gilt, nicht lange sich selbst oder dem Irrlichte. Die Vorsicht sendet ihm einen Rathgeber und Führer. Diesen fand **Corrodi in Steinbrüchceln.** Wie mancher Jüngling dankt nicht diesem verdienstvollen Lehrer die günstige Richtung sowohl des Kopfs als des Herzens? Unter

so

so vielen Andern nenn' ich nur Corrodi und Hottinger. Wenn er in diesem den klassischen Geschmak fortpflanzt, so pflanzt er in jenem seinen metaphysischen Geist und seine reinere Theologie fort. Mit Vaterfreude bilkte er auf das Emporstreben des jungen Corrodi, und mit Wehmuth sah er ihn von allen Seiten mit Hindernissen umgeben. Ohne Glüksgüter, ohne Anverwandte und Gönner, sah er den Jüngling verlassen. Für ihn sah er keine Aussicht, als in weiter Ferne vielleicht einst die Stelle eines Landpredigers: allein auch diese Aussicht verschlossen ihm seine kleine, schwächliche, unansehnliche Bildung, und die leise unverständliche Stimme. Aus der Verlegenheit, aus den niederschlagenden Gedanken riß ihn nun Steinbrüchel. Er sezte es durch, daß Corrodi im Jahr 1773. als Candidat der Gottesgelehrtheit ordinirt wurde. Zu gleicher Zeit sorgte er nicht weniger für sein äusseres Glük als für die weitere Entfaltung seiner Geisteskräfte. Zu dem Ende hin verabredete ers mit der Buchhandlung Orell, Geßner, Füßli und Compagnie, ihn auf ihre Unkosten auf Universitäten reisen zu lassen. Aus Delikatesse machte sich der Jüngling wegen der fremden Unkosten Bedenken. Man versicherte ihn also, daß die Buchhandlung sich seiner Reisen zu ihrem eigenen Vortheile bedienen, und ihn einst bey Correkturen, Herausgaben, kurz, bey buchhändlerischen und schrift-

schriftstellerischen Angelegenheiten nützlich zu Rathe ziehen werde. Bey dem Vorschlage zu einer Reise nach Deutschland hatte Steinbrüchel eine gedoppelte Absicht: Auf der einen Seite mehrere Ausbildung, theils der Lebensart, theils der Sprache, auf der andern Seite Fortsetzung der academischen Studien, theils bey Platner in Leipzig, theils bey Eberhard und Semler in Halle. Dieser leztere war kein Mann für Corrodis Vater, dem bang ward, sein Sohn möchte in Halle die alte väterliche Theologie aus den Augen verlieren. Ohne Einwilligung des Vaters verstand sich der Sohn zur Abreise nicht ein. Guter Rath war nun theuer. Wer dächt' es daß Salomon Geßner, daß der Idyllendichter das Werkzeug bey einer theologischen Unterhandlung seyn sollte? Ueberhaupt, um es im Vorbeigehn zu sagen, war, nebst Steinbrücheln, besonders auch er ein Mitbeförderer von Corrodis günstigerm Schicksale. Da bey dessen Vater alles andre Zureden umsonst blieb, so bediente sich bey ihm Geßner einer pia fraus: Wo anders, sprach er, sollte sich ihr Sohn gegen alles Blendwerk besser verwahren, als gerade in Halle, in der Stadt, wo jenes Waisenhaus so berühmt, wo die Spener und Franke in unvergeßlichen Andenken sind? — Damit machte er dem alten Mystiker wohl um das Herz. Nicht ohne väterlichen Seegen verreißte der Jüngling. Da er aber

in

in Absicht auf den Haushalt ein durchaus unbehilfliches Kind blieb, so war es ein Glük für ihn, treue und kluge Reisegefährten zu haben. Unter denselben befand sich auch sein nachheriger College, Herr Professor von Orell.

In Leipzig genoß er bey **Platnern** nicht nur Unterricht, sondern auch nähern Umgang. Nebst den philosophischen Studien wiedmete er sich besonders noch dem Studium der deutschen Sprache und Schreibart. Nur allzusehr hatte er in der Jugend dieses leztere Studium vernachlässigt. Izt lernte er zwar die Theorie, aber mit der Ausübung kam er zu späte. Bey dem unerschöpflichen Ergusse seiner Ideen fand er nicht immer Zeit, sie von jeder Schlacke zu reinigen. Er bedaurte es selbst. Um seinem Ausdrucke mehr Geschmeidigkeit zu geben, las er in Erholungsstunden Gedichte, Schauspiele, Romanen.

In Halle nahm ihn auf **Breitingers** und **Steinbrüchels** Empfehlung **Semler** als Sohn auf. Mit Recht heiß ich ihn den Sohn seines Geistes. Niemand sah tiefer in **Semlers** innere Denkart hinein. Sklavisch aber schmiegte er sich gewiß nicht weder an **Semlers** Denkart noch Schreibart. Je unbefangener **Corrodis** Herz und Sinn war, desto offener nahm er jede ältere und neuere, noch so kühne Vorstellungsart

in seinen Geist auf. Ungeprüft ließ er keine, und vor keiner erschrak er. Sein kühnes Forschen aber war nichts weniger als Leichtsinn und Uebermuth; es war naive Treuherzigkeit. Bey seinen Untersuchungen und Arbeiten strebte er nach dem Beyfalle, nicht der Menge, sondern der Kenner. Weit weniger suchte er den Genuß des Ruhmes, als den Genuß der Wahrheit. Wie fruchtbar und vielseitig war nicht der Umfang seiner Kenntnisse? Ohne stolze und pedantische Ausschliessung umfaßte er die verschiedensten Zweige. Wechselweise zergliederte er Insekten und Blumen, und berechnete den Lauf des Gestirnes; wechselweise wanderte er in Reisebeschreibungen durch alle Zonen der Erde, und schuf sich neue platonische Welten; wechselweise vergrub er sich bald in den Systemen der Philosophie, bald unter den Alterthümern der Kirchengeschichte. Noch so gelehrt und belesen, hörte er nicht auf, Selbstdenker zu seyn. Eine besondere Abhandlung erfordert das raisonnirende Verzeichniß seiner Schriften. Um ihren Geist und Werth nach Würde zu schätzen, bedarf es mehr Zeit und Raum, und weit ausgebreitetere tiefere Einsichten, als ich nicht habe. Ohne Namen gab er die meisten seiner Werke heraus. In ihrem Hintergrunde entdekt man weit mehr, als sie beym ersten Anblicke nicht ankündigen. So z. B. lieferte er eine Geschichte des Chiliasmus, im eigentlichen

chen Sinne eine philosophische kritische Geschichte, deren Episodieen auf die interessanteste Weise überraschen; so eine Geschichte des Kanons; so — ohne Namen verschiedene Untersuchungen über die Offenbarung und ihre abwechselnden Erscheinungen bey diesen und jenen Völkern, in frühern und spätern Zeitaltern; so sein metaphysisches Glaubensbekenntniß; so lieferte er auch philosophische Aufsätze und Gespräche, z. B. über die Unsterblichkeit der Seele, über die Freiheit, über die Tugend, als Wirkung des verfeinerten Selbstgefühls, über die vorher bestimmte Harmonie, über Ahnungen, über die empfindenden Wesen von geringerer Gattung, als die menschliche, über die Mängel und Gebrechen, als Folgen beschränkter Seelenkräfte, über die Ursachen der Dinge, über die beste Welt u. s. w. Wenn diese und andere seiner philosophischen Versuche nicht so viel Eingang finden, als sie verdienen, so liegt der Grund theils in den Gegenständen selbst, theils in ihrer zuweilen etwas mühsamen Darstellung. Schade, daß der Verfasser nicht, zugleich mit den Musen, den Grazien Opfer gebracht hat! Noch bemerke ich, daß er auch an der auserlesenen Bibliothek, die in Zürich herauskam, an der allgemeinen deutschen Bibliothek in Berlin und an der Litteraturzeitung in Jena gearbeitet hat. Unter seinen unvollendeten Handschriften sind die wichtigsten eine Geschichte der Religion und ihrer natürlichen Entwickelung, und die Geschichte der Religi-

 ons-

onsschwärmerey. Proben davon gab er in seinem periodischen Werke: Beiträge zum vernünftigen Denken in der Religion. Zur Ausarbeitung solcher philosophischen, kritischen Geschichten besaß gerade er die eigentlichen Fähigkeiten und Hülfsquellen; auf der einen Seite tiefdringendes Studium der Seelenlehre, auf der andern Seite unermüdete Geschichtsforschung. Man begreift, wie diesen ungeheuren Stof ein Mann ordnet, dessen Geist eben so nüchtern, als frey ist.

Je grösser indeß, je reicher und mannigfaltiger seine Einsichten waren, desto weniger erlaubte er sich absprechende Entscheidung. Mit Ausnahme weniger Lebensmaximen und Hauptsätze, kehrte er in academischem und sokratischem Geiste manches hin und her; manches unterwarf er von Zeit zu Zeit neuer Revision; manches verschob er zur Beleuchtung bis jenseit der Erdennacht. Wenn nichts den Durst seines Geistes und die Sehnsucht seines Herzens befriedigte, so unterlag er darum weder dem Alp des Hypochonders, noch verstieg er sich in die Atmosphäre der Schwärmerey. Wenn er von der Ideen-Jagd müde und ohne Ausbeute zurückkam, so erfrischte er sich mit dem Gedanken, daß auch ohne Ausbeute die Geschäftigkeit sich lohne, durch Uebung und Vermehrung der Kräfte. Bey der Rükkehr aus den Labyrinthen des Zweifels erholte er sich bald in dem Schoose der Freundschaft bald in dem Kreise seines Berufes.

Nach

Nach der Zurükkunft in Zürich erwarb er sich durch Privatkollegien Verdienste. Auf seine Verdienste machte Herr Canonikus Steinbrüchel die Väter des Staats und der Kirche aufmerksam, besonders auch den regierenden Bürgermeister, Herrn Heinrich Ott. Unter dem Einflusse dieses grossen Beförderers der Gelehrsamkeit erhielt Corrodi, ganz ohne sein Zuthun, im Jahr 1786. den Lehrstuhl der Sittenlehre und des Naturrechts. Bey der academischen Jugend machten anfänglich sein blödes Gesicht, sein unscheinbares Aeusseres und seine schwache Stimme wenig günstigen Eindruk. Bald aber siegte er so wohl durch die Gründlichkeit als durch die brauchbare vielseitige Anwendung seiner Vorlesungen. Um so viel mehr erwarb er sich Ansehn, je mehr er von Anmaassung frei war. Und wie konnte die Jugend ihre Achtung demjenigen versagen, den sie durchgängig geschäzt sah?

Nach dem Verluste zuerst des Vaters und hernach des einzigen Bruders sezte Corrodi den Haushalt für sich allein fort. Unbedingt anvertraute er die häusliche Regierung einer frommen Haushälterin. Sie, eine ängstliche Pietistinn; er, ein freidenkender Philosoph. Zwischen beiden herrschten Treue und Glauben, wenn auch nicht gleiche Rechtgläubigkeit. Erst nach seinem Tode erfuhr man, daß er gewöhnlich ohne Fleischspeisen gelebt, und die tägliche Mahlzeit auf etwas Gemüse,

se, oder auch nur auf warme Brühe eingeschränkt habe. Seine Lust wäre, (auch diß erfuhr man erst später) monatlich für würdige Armuth einige Gulden bey Seite zu legen. So wenig er Einkünfte hatte, so hatte er doch noch weniger Bedürfnisse. Seine Bedürfnisse waren Wahrheit und Unabhängigkeit. Er schien so ganz Geist und Seele, daß er an körperlichem Volumen gleichsam knapp nur so viel besaß, um darinn Geist und Seele beisammen zu halten. In Kleidung und Geräthe vereinigte er mit Bescheidenheit Anstand. Gleich weit von dem Stolze des Pedanten und von der Kriecherei des Schmarotzers entfernt, behauptete er aller Orten die Würde der Menschheit und Philosophie; er behauptete sie selbst unter solchen Menschen, die das höchste Gut in nichts sehen, als in Geburt und Reichthum. Je der beste und weiseste unter den Vätern des Staats und der Kirche zog ihn hervor. *Quantum ad paupertatem pertinet, quodque frequenter usu veniat, ut literati inopes sint et tenui plerumque origine, neque tam propere ditescant, ac alii, qui quaestui solum inhiant: consultum foret, hunc locum, de laude paupertatis, fratribus mendicantibus, (pace eorum dixerim) exornandum tradere; quibus Machiavellus non parum tribuebat, cum diceret: „jam-„dudum actum esset de regno sacerdotum, nisi re-„verentia erga fratres ac monachos Episcoporum lu-*

„xum

„*xum et excessum compensasset.* „ *Pariter dicat quis,*
„*felicitatem & magnificentiam principum & nobilium*
„*jam olim recidere potuisse in barbariem & sordes,*
„*nisi deberent literatis istis pauperibus civilis vitae*
„*culturam & decus.* „ So urtheilt ein Mann von hoher Geburt und Würde, **Baco von Verulamio**; so urtheilen auch bey unserer Regierung die würdigsten Männer. Ungebeten indeß drang **Corrodi** nirgends sich auf; auch suchte er nirgends persönliches Interesse. In fremder Gesellschaft war er anfänglich etwas entlehnt; gesprächig hingegen und aufgeräumt bey näherer Bekanntschaft. Er glich, wie Plato von Sokrates sagt, jenen Apotheker-Büchsen, welche von aussen seltsame Figuren darstellen, von innen aber köstliche Spiritus und Heilmittel verschliessen. Noch so unbehilflich in den Manieren, bewies er doch im Reden eben so feine als theilnehmende Aufmerksamkeit. Bey jedem noch so verschiedenen Gegenstande der Unterhaltung hatte er immer ein offenes Ohr; bey jedem ein passendes Wort. Gleich gern hörte und sprach er. Den Mangel an Welt ersezte er theils durch Seelenkunde, theils durch Gutherzigkeit. Wenn ein anderer zur Erlangung der Welt- und Menschenkenntniß vieljähriger Erfahrung bedarf, so bedurfte er zur Durchforschung eines Charakters nur weniger Züge: und sogleich mahlte er treulich das Gemählde durch psychologische Kunst

aus.

aus. Nur dem engern Freunde anvertraute er die gesammelten Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse. Für sich selbst benuzte er sie dazu, daß er niemand zu nahe trat, und niemand ihm selbst. Ein beleidigendes Wort entwischte ihm nie. So empfindlich er war, so blieb er doch Meister über den Ausbruch des Unwillens. In dem überraschenden Augenblicke äusserte er ihn durch eine etwas lebhaftere Gebehrde. Nur im Tete - a - Tete, im Schoose der Herzensvertrauten zeigte er sich ganz, wie er war. Welche Kraft erhöhete nicht sein ganzes Wesen, wenn er von Menschenwerth und Menschenheil sprach! Weniger beschäftigte er sich mit den bürgerlichen und politischen Angelegenheiten des Tages, als mit den Revolutionen im Reiche der Wahrheit. Mit Eifer ergrif er jede Gelegenheit zur Beförderung des Lichtes; bey der Beförderung desselben gieng er mit Bescheidenheit und Klugheit zu Werke. Noch so schonend gegen den Irrenden und Schwachen, blieb er unerbittlich gegen Aberglauben und Religionsschwärmerei. Je mehr er theils wegen der erstern Erziehung, theils wegen des schwächlichen Nervengewebes zur Grillenfängerei geneigt war, desto entschlossener arbeitete er den Chimären entgegen. Je mehr das Wunderbare, Ausserordentliche, Paradoxe ihn selbst reizte, desto wachsamer belauschte und vertrieb er den Dämon, wo er ihm aufstieß, ausser sich oder in dem eigenen Schoose. Damit

er

er sich nicht zu tief in anhaltendem Nachsinnen, oder in einsamen Beschauungen verliere, nahm er von Zeit zu Zeit Antheil an einem socratischen Male oder an ländlichen Lustpartheien. Nach den gelehrten Unterhaltungen ergoß er sich zur Abwechslung nicht ungern in scherzhafte Phantasieen und Launen; jedoch nie ohne Sinn, und nie ohne Anstand. Nie trank er einen Tropfen zuviel, und nie entfloh seinen Lippen ein schlüpfriger Einfall. Bey dem stillen und beynahe durchweg nur geistigen Genusse des Lebens fesselte ihn die Sinnenwelt so wenig, daß er sich von ihr zu jener Welt mit gleicher Leichtigkeit kehrte, wie von der Linken zur Rechten. Welche neue Nahrung versprach nicht seinem Forschungsgeiste die Hinsicht jenseit des Grabes! Diesseit hatte er gelitten, genossen, geleistet, was ihm sein Schicksal zumaß. Nur wollte er aus der irrdischen Herberge nicht weggehen, ohne redlich die Zeche bezahlt zu haben. Auch sein lezter Wille bezeugt, wie sehr ihm (ohne sich darauf etwas zu gute zu thun) alles daran gelegen gewesen, jede Menschen- und Bürgerpflicht bis an sein Ende gewissenhaft zu erstatten. So wenig und so ungern er sich mit oeconomischen Geschäften abgab, so starb er doch nicht, ohne vorher wegen seiner Verlassenschaft angemessene Verfügungen getroffen zu haben. Schon den 2. Jenner 1790. hatte er das Testament aufgesezt. Vermög desselben überließ er sein Erbgut den Anverwandten:

alles

alles Erworbene aber der Buchhandlung Orell, Geßner, Füßli und Compagnie, und zwar (wie er ausdrüklich beyfügt) zu einiger Dankbezeugung wegen der Erleichterung seiner academischen Reisen. Der Haushälterin bestimmte er damals mehr nicht, als noch einen Jahrlohn nach seinem Tode. In der lezten Krankheit ergrif er den einzigen Augenblick, den ihm die Fieberverwirrung frey ließ, zu Beyfügung folgender Klausel: Wofern die Buchhandlung auf das Vermächtniß Verzicht thut, so fällt es an meine Anverwandten zurück, jedoch mit Ausnahme von dreyßig neuen Louisd'ors, welche der Haushälterin zufliessen sollen. — Gerührt über sein Dankgefühl, that die Buchhandlung Verzicht auf das Vermächtniß. In einem Billete, das Corrodi mit voller Gegenwart des Geistes, aber mit schwacher Hand schrieb, erbat er unterm 30. August 1793. zum Vollzieher des letzten Willens seinen edeln Freund, Junker Schultheiß Reinhardt.

Ueber den Einfluß der Meynungen von der Freyheit des Willens auf die Sittlichkeit.

Die Freyheit des menschlichen Willens ist so unzertrennlich von dem sittlichen Werth des Menschen und seiner Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen das Gesez der

der Tugend, daß die Frage: ob der Wille frey ist, nicht zu den Aufgaben gehört, welche nur den spekulativen Philosophen, oder auch den Freund des Studiums der menschlichen Seele allein beschäftigen, sondern für den Sittenlehrer nicht weniger wichtig seyn muß, als für den Liebhaber des Studiums der Menschen, und den Denker, der den Zusammenhang der Dinge, insofern er durch reine Vernunft erkannt werden kann, zu erforschen sucht. In der philosophischen Sittenlehre ist diese Frage wichtig, weil ohne sie die Begriffe von moralischer Güte, Zurechnung und Gewissen unbestimmt und verworren bleiben würden. In der theologischen Sittenlehre, und der Religionslehre überhaupt ist sie es nicht weniger, sofern von den Wirkungen der Gnade, dem Radikalübel *), der wahren Art, GOtt wegen des Ursprungs und der Zulassung des sittlichen Uebels zu rechtfertigen, und andern verwandten Lehren gründlich gehandelt werden soll. In allen Zeiten hat es auch über die Freyheit des menschlichen Willens allerley Vorstellungen gegeben. Diese haben zwar höchstens bey einzelnen Menschen die Begriffe des gesunden Menschenverstands über Freyheit verdrängt, oder ganz

*) Daß eine neue Theorie der psychologischen Freyheit diese zweydeutige theologische Meynung in einem besondern Licht darstellt, zeigt Kant in seinem Aufsaz vom Radicalübel.

ganz irrige Vorstellungen von der Freyheit menschlicher Handlungen erzeugt. Niemals aber haben sie das Gefühl von Verdienst und Schuld, und die Begriffe vom sittlichen Werth der Handlungen bey einem grössern Theil der Menschen verdunkeln oder verdrängen können. Solcher irrigen Meynungen ungeachtet, ließ sich die Stimme des moralischen Gefühls und der moralischen Vernunft so vernehmlich hören, daß höchstens einzelne Individuen dadurch ganz verdorben werden konnten, und auch dann nur, wenn ihr Herz im Voraus Partey dieser oder jener schädlicher Lehrsäze von der Freyheit genommen hatte.

Ich bin nicht gesonnen, von allen den Verirrungen zu reden, in welche Menschen in Ansehung der Freyheit gerathen sind. Die Spekulation hat fast in allen Zeiten dem Menschen die Freyheit abgesprochen, und ihn für ein Werkzeug des Schiksals erklärt. Nach einigen sollen die Sterne den moralischen Charakter und den ganzen Lebenslauf des Menschen vorherbestimmen. Nach andern soll uns die Gottheit durch unwiderstehliche Einflüsse nöthigen, das zu werden, was wir sind, zu thun, zu unterlassen, was wir thun und unterlassen. Einige sind der Meynung, daß die Seelen mit den Körpern aus einerley Stoff hervorgehen, und denselben ewigen Gesezen der Bewegung unterworfen sind. Die christlichen Gottesgelehrten selbst

haben zum Theil dem Menschen die Freyheit abgesprochen und behauptet, daß er durch den Sündenfall dieß Geschenk eingebüßt, und gegenwärtig entweder durch seine verderbte Natur unwiderstehlich zum sündigen angetrieben, oder durch die göttliche Gnade ebenfalls durch eine Art von Nothwendigkeit zur Heiligkeit geführt werde. — Ich schränke mich nur allein auf die praktischen Folgen ein, welche diejenigen Meynungen über die Freyheit bey ihren Anhängern hervorbringen, die in unserer Zeit für problematisch, und nicht offenbar oder erweislich verwerflich gelten. Und auch von diesen Folgen gedenke ich nur die Folgen auf die moralischen Begriffe mit Vorbeygehung derjenigen zu berühren, welche die theoretischen Religionslehren angehen. Die Fragen also: inwiefern GOtt die Handlungen der Menschen voraussieht? wie er nach seiner Heiligkeit das Böse zulassen kann? gehören nicht in den Plan dieser Abhandlung. Es kann nach den in unsern Zeiten einigermaßen geltenden Vorstellungen von der Natur, der Welt und der menschlichen Seele nur drey Hauptsysteme oder allgemeine Theorieen über die Freyheit geben, obwohl jede derselben noch verschiedene besondere Bestimmungen zuläßt, vorzüglich aber das Freyheitssystem. Das erste System ist das System des mechanischen Determinismus der Materialisten, zu dessen ältesten Verfechtern Demokrit, Heraklit, Leuzipp gehören.

Das

Das zweyte ist ein Mittelding zwischen jenem mechanischen Determinismus, und dem System der Willkühr. Man kann es **moralischen Determinismus** nennen. Das dritte ist das System der **Willkühr**, oder der **Libertismus**, welches an Epikur bereits einen Vertheidiger fand. Das zweyte System hat die Leibnizisch-Wolfische Schule am deutlichsten entwikelt. Das dritte fand unter den englischen Philosophen jederzeit die meisten Anhänger. Das erste findet unter den Freygeistern in der Moral, und den physischen Philosophen Vertheidiger. Ich werde eine faßliche Bestimmung aller dieser Theorieen vorher versuchen, und hernach untersuchen, was sie für Folgen auf die Sittlichkeit haben können, wenn man ihnen nicht allein Beyfall giebt, sondern in der Zurechnung eigener und fremder Handlungen auf sie Rüksicht nimmt.

I.

Dreyfache Theorie von der Freyheit.

Der mechanische Determinismus ist das System der groben Materialisten. Es ist nicht schwer, anzugeben, was sie über die Freyheit denken. Denn sie selbst breiten sich mit vieler Freymüthigkeit und Offenherzigkeit über alle Folgesäze ihrer Behauptung aus. La Metrie ist der Meynung, „daß Imagination, Gedächtniß und Vernunft nichts anders sey, als das

Re-

„ Resultat der Zusammensezung der Materietheile.
„ Das moralische Gefühl ist um so vollkommener,
„ je vollkommener der Bau der Organe ist. Die
„ Thiere, welche aus eben dem Stoff geformt sind,
„ welchen die Natur zu unserer eigenen Bildung ge-
„ nommen hat, besizen es auch, obwohl in geringe-
„ rem Grade. — Gewissen und Gewissensbisse sind
„ Modificationen der Materie."

Der bekannte Prediger Schulz, **in seiner Sitten-lehre für alle Menschen**, ist eben der Meynung. Der Baum, sagt er, besteht aus festen und flüßigen Theilen, die so geschikt geordnet sind, daß der künstlichste Mechanismus herauskommt. Wir finden an Thieren noch feinere Bestandtheile, und diese zu den höhern Zweken ihres Daseyns noch künstlicher geordnet. Die groben Fibern des Baums sind bey den Thieren in feine Nerven verwandelt, jene schlechtern Säfte hier in ein besseres Blut, und andere Flüssigkeiten veredelt. Bey dem Menschen ist diese Verfeinerung und Veredlung seiner Bestandtheile noch grösser, und die Zusammensezung derselben noch künstlicher u. s. w. Alle Unterscheide, die sich zwischen den Gattungen der Geschöpfe befinden, rühren sichtbarlich von dem gröbern oder feinern Bau des Geschöpfs selbst her, so wohl was die Beschaffenheit seiner Bestandtheile, als die Art ihrer Zusammenfügung betrift.

Ein

Ein jedes erschaffenes Wesen, der erhabenste und thätigste Seraph so wohl als der dem Schein nach empfindungslose Baum, ist eine künstliche Maschine, nur den Bestandtheilen und der Zusammensezung nach verschieden; nur die eine aus besserm Ton, der auch einer bessern Bildung fähig war, gebildet, als die andere *). Hieraus folgt, daß ein besonderer, für sich bestehender, von dem menschlichen Körper verschiedener Geist oder Seele, ein Wesen einfacher Natur, das nach der Meynung vieler in dem Menschen wohnen, denken, urtheilen soll u. s. w. ein Hirngespinst sey (S. 1 Th. S. 25. f. f.). Eben dieser Verfasser erklärt sich sehr bestimmt und ausführlich über die Folgesäze dieses groben Materialismus in Beziehung auf Freyheit und Schiksal in einem besondern Abschnitt, über Freyheit und Nothwendigkeit. Zur Probe nur ein paar Stellen.

„Wenn es wahr ist, sagt er (1 Th. S. 45.), daß alle meine Empfindungen und Vorstellungen von den Eindrüken herrühren, die auf meine äussere und innere Sinne gemacht werden, so folgt unwidersprechlich daraus, daß ich mit allen meinen Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken und Urtheilen dem strengsten und

*) Mich auf Widerlegung dieser Meynung einzulassen, ist ganz unnöthig, und von meiner gegenwärtigen Absicht ganz entfernt.

und unvermeidlichsten Gesez der Nothwendigkeit unterworfen, daß ich an dem Reichthum und an der Armuth meiner Empfindungen, und selbst meiner deutlichen Vorstellungen, im strengen Verstande unschuldig bin. Meine Sinne stehen beständig neuen Eindrücken, die sie annehmen können, und die ihnen auf immer dargeboten und gegeben werden, offen. Ich kann sie nicht verschliessen, ohne meine menschliche Natur zu vernichten. Ich befinde mich mit diesen meinen offenen Sinnen auch stets in einer solchen Lage, und in solchen Verhältnissen gegen andre Dinge, daß es mir in keinem Augenblike an Eindrüken fehlen kann. Ich kann keine Lage für mich wählen, in der ich ihnen durchaus entgehen, oder den Eingang bei mir überhaupt verwehren kann. Ja ich kann nicht einmal bestimmen, welche und was für Eindrüke auf mich gemacht werden sollen. Denn ich werde mir eines Eindruks und einer Empfindung nicht eher bewußt, als bis sie sich zur Vorstellung bei mir erhebt. Ich kann also in Absicht auf ihr Daseyn oder nicht-Daseyn nichts begehren, nichts verabscheuen, nichts wählen, nichts beschliessen. Ich habe eher keine deutliche Vorstellung, und kann sie nicht eher haben, als bis sie den Bewegungs- und Veränderungsgesezen nach, an welchen ich nicht das geringste zu verändern vermag, bey mir eintritt. Und wenn dieß geschieht, wenn eine deutliche Vorstellung in mir aufgeht, so

kann ich sie auch auf keine mögliche Weise bey mir verhindern, kann sie nicht von mir abweisen, sie nicht mir abläugnen, sie nicht auslöschen oder vertilgen. In dem allem habe ich keine Willkühr, keine Freyheit, keine Eigenmächtigkeit, die sich den Naturgesezen, welche mit unbeschränkter Nothwendigkeit über mich gebieten, widersezen könnte. Es kommt eines Theils auf den Grad meiner Empfindungsfähigkeit, auf die ganze Beschaffenheit meines Nervenbaues, und meiner übrigen Bestandtheile an, die mit meinem Nervenbau in Verbindung stehen, und es kommt andern Theils auf meine Lage an, in der ich mich gegen die Dinge befinde, die auf meine Sinne würken, und Eindrücke machen können, ob viele oder wenige, starke oder schwache, und welcherley Erschütterungen oder Empfindungen und Vorstellungen jedesmal die meinigen werden, und die meinigen sind. Ich kann mir also nicht die geringste Schuld davon beymessen, daß ich auch nur einen Gedanken weniger habe, als ich habe, oder daß meine Vorstellung gerade diese und keine andre ist; auch nicht das mindeste eigene Verdienst darüber, daß ich irgend worinn heller sehe als ein anderer. Es findet in Ansehung meiner Wissenschaft und Unwissenheit kein Lob und kein Tadel für mich statt.

S. 66. sagt er: Wenn also meine Empfindungen der einzige Bestimmungsgrund meiner Selbstliebe und aller in ihr enthaltenen Neigungen und Triebe sind, der-

dergestalt daß alles Leben, alle Würksamkeit, alle Entschliessungen der Selbstliebe jenen Empfindungen gemäß erfolgen müssen, so habe ich also keinen freyen Willen, der ungebunden und unabhängig von Bewegungsgründen wählen und verwerfen, sich entschliessen oder seine Entschliessungen aufschieben, oder auf irgend eine Art eigenmächtig, oder als eine unabhängige souveräne Kraft aus sich selbst wirken könnte. Nein! mein Wille, oder die Bewegungen meiner Selbstliebe, hangen schlechterdings und ohne die kleinste Ausnahme von meinen Empfindungen ab. Und da ich mit diesen, wie oben gezeigt worden, unter dem strengsten Gesetz der Nothwendigkeit stehe, da ich mir keine einzige derselben selbst geben noch nehmen, und vertilgen, auch nicht das mindeste an ihnen verändern kann, so bin ich auch mit meinem ganzen Begehrungsvermögen und allen Würkungen desselben einem strengen und unabänderlichen Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen.

In der That, wenn man den groben Materialismus annimmt, welchem zufolge die Seele nicht etwa ein Atom ist, der sich durch innere Kraft bewegt, sondern das Spiel der Fibren oder der Kreislauf des Nervensafts, der den gemeinen Gesetzen der Attraktion, des Stosses und Druks gehorcht, so können die Gedanken so wenig frey von den Gesetzen der Materie seyn, als das Athemholen, die Verdauung und die Transspira-

ration. (Dieß System aber kann bey dem jezigen Zustand der Physik und Seelenlehre nur bey Dilettanten dieser beyden Wissenschaften noch allenfalls Beyfall finden.)

Dieß paradoxe System muß nothwendig den meisten Menschen mißfallen. Mehr Glük hat das mittlere System des moralischen Determinismus gemacht.

Nach dieser Hypothese hat die Seele das Vermögen, sich selbst zu bestimmen, und wird keineswegs von aussen physisch genöthiget. Da sie sich selbst bestimmt, um Begriffe zu erzeugen, aus denen sie Urtheile macht, da sie diese Urtheile durch selbstthätige Kraft zum Bewußtseyn bringt, da sie in sich eine Fertigkeit, solche Urtheile zum Bewußtseyn zu bringen, erzeugt, so ist sie allerdings von jeder physischen Nöthigung von aussen, jedem Stoß oder Druk der Körper, die ihre Organe rühren, frey. Und da sie überdem die Kraft besizt, sich auf mancherley Weise nach den Objekten des Denkens und der Empfindung hinzuneigen, so ist auch in ihren Anlagen kein Grund der Nöthigung, dergleichen im Stein ist, der sich immer zu fallen bemüht, im elastischen Körper, der sich immer auszudehnen strebt. Die Vorstellungskraft leidet nicht, sondern handelt. Die Hypothese der vorherbestimmten Harmonie hebt die physische Nöthigung von aussen sogar in Ansehung der Empfindungen auf. Denn auch diese

sind

sind nach ihr nichts anders als Veränderungen, die die Seele aus sich hervorbringt. Bey allem dem folgt jedoch der Wille der vernünftigen Seele den Beweggründen, und zieht das vor, was das Beste scheint. Demnach ist es unausbleiblich, und unvermeidlich, daß er durch das Urtheil: „das ist das Beste" bestimmt werde. Also ist nach diesem System der Mensch einer moralischen Nothwendigkeit unterworfen. Ihn beherrscht auch, wenn er am meisten frey handelt, das Verhältniß, in welchem die Objekte ausser ihm zu seiner Vervollkommnung stehen; — Die Anlage, die längst vor diesem Moment in seinen Ideenfertigkeiten gemacht war, nach der er izt urtheilen muß: *A sey B* vorzuziehen — und die Nothwendigkeit, mit der der Wille — freylich sich selbst nach demjenigen hinneigt oder lenkt was das Beste scheint, aber doch — unvermeidlich lenken muß. Daß dieß System grosse Vorzüge vor dem vorigen habe, wird wohl niemand läugnen. — Nachher davon. Was aber die Unabhängigkeit des Willens anbetrift, die Unabhängigkeit vom Schicksal oder Zusammenhang der Dinge, so findet sie nicht darinn statt. Die Ketten des physischen Determinismus nöthigen zwar die Seelenkraft nicht, ziehen sie nicht hie und da hin. Aber statt ihrer lenkt der magnetische Zug der Motive sie nicht weniger gewiß. Die Nothwendigkeit, mit der die Handlungen durch das Schicksal bestimmt werden, legt in dieser Hypothe-

these den abschreckenden Nahmen der physischen Nothwendigkeit ab, und nimmt den Nahmen der moralischen an — allein diese Nothwendigkeit ist so gut als jene eine Unmöglichkeit, unter den gegebenen individuellen Umständen anders zu handeln, und zwar eine vom Schicksal abhängende Unmöglichkeit. Immerhin mag man den Ausdruk getrieben werden, mit dem gelindern determinirt werden, den Ausdruk gelenkt werden, mit dem Ausdruk sich neigen, lenken vertauschen. Es bleibt doch auch in diesem System wahr: Ich muß handeln, denn ich habe hinreichende Bewegungsgründe dazu. Diese muß ich haben, weil ich nach meinem vorigen Stand und nach den Umständen, in denen ich mich befinde, anders nicht urtheilen kann, als daß dieses gut, jenes bös ist. Dieser Zustand war nothwendig, weil der Zusammenhang der Dinge, sofern er dieser und kein andrer ist, nur diesen Zustand wirklich werden ließ. Meine izigen Umstände müssen so beschaffen seyn, wie sie beschaffen sind. Denn die Objekte ausser mir können nach der gegenwärtigen Weltordnung keine andre Lage haben, als die, welche sie wirklich haben. Demnach können sie auch anders nicht auf mich einwürken, als sie einwürken. Tourneysen in den Briefen eines Philosophen über das System der Nothwendigkeit sagt daher mit Recht: „Wenn im Moment der Bestimmung

alle

alle Bewegungsgründe, welchen zufolge die Seele anders hätte handeln können, in Vergleichung mit denjenigen, welche die Oberhand behalten, unzureichend sind; wenn der Ausgang über die hinreichende Kraft der Beweggründe entscheidet, und diese von unserer Macht gar nicht abhängt; wenn es widersprechend ist, daß wir uns hätten können durch Gründe bestimmen, die in Vergleichung mit unserm gegenwärtigen Zustand schwächer sind, als die, welche die Bestimmung hervorbringen, so könnte die Seele damals dem Einfluß und dem Uebergewicht der Bewegungsgründe, die auf sie würkten, nicht widerstehen. Sie würde also in Ansehung ihrer freywilligen Handlungen einer innern Nothwendigkeit unterworfen seyn. Ihr vorhergehender Zustand würde ihren nachfolgenden nothwendig bestimmen. Die Ursache, welche diese Reihe von Veränderungen bestimmt, würde keine andre seyn, als der Wille, das heißt, der allgemeine Hang zur Glükseligkeit, welcher immer verschieden durch Erfahrungen des Vergangenen und Aussichten in die Zukunft modifizirt würde. Es hätte also mit der Seele das Bewandtniß, welches es mit einer Progression hat, die durch einerley Regel hervorgebracht wird, ob ihre Glieder gleich unendlich mannigfaltige Unterscheide zulassen.

Werdermann zeigt in seiner Theodicee sehr wohl, daß das System des moralischen Determinismus sich ent-

entweder in das System der Nothwendigkeit, oder des Libertismus auflösen müsse. Es kann aber kein Zweifel seyn, daß es in den Vorstellungen der Seele, und mithin in dem Zusammenhang der Dinge, nach dem unsere Vorstellungen bestimmt werden, die Bedingungen sezt, welche unsere Handlungen unausbleiblich bestimmen. Die Freyheit sezt der moralische Determinist 1. in dem physischen Vermögen, mannigfaltige Ideen zu haben, also in der Kraft (unter den gegebenen Umständen) die Handlungen b c d zu begehren. Das heißt aber nur so viel, als daß die Seele die Kraft hat, in verschiedenen Lagen verschieden zu handeln, wie die Wage, die nach beyden Richtungen steigen kann, je nachdem man in eine von beyden Wagschaalen das schwerere Gewicht legt. 2. in der Spontaneität oder Thätigkeit. 3. in der Selbstbestimmung durch vorige Handlungen und erworbene Fertigkeiten. — Es ist aber leicht einzusehen, daß die Spontaneität die Lenkung nicht ausschließt. Und die Bestimmung durch selbsterworbene Verstandesfertigkeiten und Gewohnheiten durch vorige innere Zustände ist doch allemal ein Akt, der zu einer Kette von Wirkungen gehört, deren Anfang von einer Veränderung ausser der Seele abhangt. Mit einem Wort, nach diesem System (wenn man nicht durch Zusätze und neue Bestimmungen es erweitert) ist und bleibt die Seele in ihren Handlungen dem Schicksal unterworfen.

Ein

Ein drittes System über die Freyheit ist das System der Willkühr (des Libertismus.) Von diesem System ist mehr als eine Vorstellungsart möglich. Das Wesen des Libertismus besteht meiner Meynung nach in dem Vermögen, unabhängig von dem Zusammenhang der Dinge gewiße Handlungen zu vollbringen oder zu unterlassen. Mir dünkt nur nach diesem System verdient die Eigenschaft der menschlichen Seele, die wir Freyheit nennen, eigentlich diesen Nahmen.

Um die wahren Unterscheide der manigfaltigen Vorstellungsarten dieses Systems zu fassen und prüfen zu können, muß man sich gefallen lassen, zu den abstraktesten Begriffen von Substanz, Vorstellungsvermögen, Kaussalität hinauf zu steigen. Auch werden die Waffen, mit denen man den Libertismus bestreitet, daher geholt. Ich werde, um die Vorstellungsarten dieses Systems in Rücksicht auf ihre Einflüsse auf die Sittlichkeit zeigen zu können, auch es nicht überhoben seyn können, etwas zu ihrer Billigung oder Mißbilligung beyzubringen.

Die allergemeinste Vorstellung ist, daß der Wille ohne Beweggründe, bey gleich wichtigen Beweggründen und wider die Beweggründe sich bestimmen könne, und daß diese Bestimmung ein Zufall oder Ungefähr sey. Dieß ist die popularste Bestimmung des Freyheitssystems oder des Libertismus. Unser Gefühl scheint

uns

uns zu belehren, daß wir ohne alle Gründe ganz von Ungefähr aufstehen, herumgehen, nach einem Buch greifen, es weglegen können, daß wir, wenn uns zwey oder mehr Objekte ganz keinen Unterschied zeigen, dennoch wählen können, ja daß wir auch aus Laune und Eigensinn, das heißt (in der populären Sprache wenigstens) wider alle Beweggründe das schlimmste wählen können. Dieses Vermögens scheinen wir uns bewußt zu seyn, um es jeden Augenblick äussern zu können. Da nun nichts uns zum Wollen oder Nichtwollen bestimmt, so ist dieser Akt ein Zufall. Epikur hat ihn daher für die **Neigung des Atoms gegen eine beliebige Direktion ohne äußern Stoß** gehalten. Und es gibt wenigstens keine passendere Vergleichung für diesen Akt **des** Willens, der, (wenn ich so reden darf) unter der Herrschaft des Ungefährs steht. Diese Vorstellungsart hat auch Werdermann in seiner Theodicä angenommen, ob er wohl manchmal beynahe in eine andere Art, das Freyheitssystem sich zu denken, hineingerathen wäre, und seine Erfahrungsbeweise selbst, mit welchen er seine Meynung unterstützt, nicht seine, sondern vielmehr die Hollmannische Vorstellung von der Freyheit begünstigen. S. 93. ff. „Ich glaube, sagt er, daß der Mensch eine wahrhaftig willkührliche, von allen weitern Ursachen unabhängige Herrschaft über die Anwendungen seiner innern Kraft habe — Ich suche ihre Aeusserungen ursprünglich in den ersten im-

immanenten Aktionen des menschlichen Geistes in Hinwendung unserer Aufmerksamkeit auf einen gewißen Punkt, und in ihrer Wegwendung in Attention und Abstraktion. Ich weiß, daß auch diese Thätigkeiten oft von selbst durch Neuheit oder Stärke des äußern Eindruks erregt werden. Aber ich glaube, daß auch **ohne solche Ursachen und ihnen zuwider** unsere Seele ihre Aufmerksamkeit spannen und nachlassen kann. Dadurch würde denn der Mensch willkührlich seine Neigungen, sein Denken, seine Handlungen lenken, indem er bey Ideen verweilte, sie deutlicher, inniger zu machen strebte, auf sich bezöge, oder sie vorbeygienge, und andere Reihen seiner Ideenassociation aufgriffe. Ihr wesentliches würde seyn, sich ohne Ursachen des So oder So zu äussern. Es würde aber auf obgedachte viererley Art geschehen können, **ohne alle Gründe, bey gleichen Gründen, wider stärkere Gründe, und den Motiven wirklich gemäß.**—"

„Ich weiß, daß ich zuweilen unter einerley Umständen so, ein andermal anders gehandelt habe. Und ob ich gleich einsehe, daß völlig gleiche Stimmung und gleiche Umstände kaum jemals seyen, so ist es doch genug, daß sie gleich scheinen, und in dem unähnlichen, so sich entdekt, der Grund zu verschiedener Resolution nicht angetroffen wird."

„Ich fühle ferner, daß ich meine Gedanken fort-

setzen, unterdrücken, wieder hervorrufen könne, ohne Ursachen, deren ich mir bewußt wäre."

„Ich fühle während einer Ueberlegung, daß mir von zwey, drey Fällen einer so möglich ist, als der andere. Ich fühle, daß es mir im Augenblik der Entschliessung so war."

„Ich fühle, daß ich bey dem Besinnen auf etwas wirklich thätige Bemühung anwende; daß das nicht von selbst nach Maßgabe kommender und schwindender Ideen geschieht."

„Ich fühle endlich, daß ich troz aller Persuasion, ich hätte damals nicht anders gekonnt, mir doch mit Schmerz und Schaam gestehe: O ja, du konntest wohl anders."

„Gedenken wir, sagt Werd. S. 130. daß eine wahrhaftig willkührliche Selbstthätigkeit sich ihrer vernünftigen Ueberlegung gemäß entschliesse, — es sey nun, daß dem Menschen noch selbst nach dieser vollendeten Ueberlegung allweg möglich bleibe, auch gegen seine Ueberzeugung zu handeln, oder daß dieser supponirte Grad von klarer Einsicht ihn nun würklich so zu handeln nöthige, aber doch diese Einsicht von einer willkührlich vorgenommenen Aufmerksamkeit und Reflexion abhieng, so haben wir das, was wir eigentlich willkührliche Freyheit nennen wollen."

Genug von dieser Vorstellungsart des Libertismus. Hr Werdermann giebt hier und anderswo, ohne es zu wissen, oder gewollt zu haben, Winke, daß man auch das Freyheitssystem so vorstellen könne: Die Seele besitzt eine Thätigkeit, die sie in Absicht auf die Ideen, die zu ihrer Gewahrnehmung kommen können, äussern oder nicht äussern, und in verschiedenem Grade äussern, und sie dadurch unterdrücken, klar machen, verstärken kann. Und die Gründe der Richtung dieser Thätigkeit, sind weder in den Ideen noch ihren Objekten anzutreffen. Indeß muß sie nach einem unwandelbaren Gesetz die Ideen realisiren, die sie einmal als mit ihrer Natur übereinstimmend gedacht hat, sofern sie ihr in dieser Beziehung erscheinen, und keine andern Ideen zur Gewahrnehmung kommen, die mit ihrer Natur mehr übereinstimmen. Diese Thätigkeit muß aller Gewahrnehmung, daß etwas gut oder bös sey, vorgehen. Denn gerade diese Gewahrnehmung hängt von jener Thätigkeit ab, und kann ohne sie nicht entstehen, sich, wenn sie verdunkelt worden, nicht erneuern, nicht klar noch lebendig werden.

Der berühmte King fiel auf ein System, das mit dieser Hypothese Aehnlichkeit hat. Er hielt dafür, daß die Seele allererst das Gute gut, das Böse bös mache; und daß nicht der Unterschied des Guten und Bösen, sondern die Wahl den Unterschied des Guten und Bösen

sen bestimme. Seltsam allerdings! Aber fühlte King nicht, daß es bey uns stehe, diesen Unterschied zu bemerken, ihn oft zur Gewahrnehmung oder zum Bewußtseyn zu bringen? Gieng er nicht da einen Schritt weiter als er sollte, und trug der Selbstmacht des Geistes statt des Geschäfts, das Gute wahrzunehmen und darauf zu achten, das Geschäft auf, es hervor zu bringen?

Hollman nimmt an, unser Wollen sey durch vorgängige sinnliche und vernünftige Vorstellungen so bestimmt, daß es nicht fehlen könne, wir müssen, was sich uns als gut vorstellt, lieben, was sich uns bös vorstellt, verabscheuen. *) Nun stehe aber der Wille unter der Herrschaft des Verstands. Da nun die Kraft zu denken die Verstandsbegriffe und Vernunfturtheile erzeugt, und zum Bewußtseyn bringt, so hange die Freyheit von dem Vermögen ab, die Denkkraft auf ein Objekt zu richten, davon wegzuwenden, die Anstrengung der Denkkraft zu verschieben, zu unterlassen, zu erneuern. Dieses Vermögen aber komme, wie die Erfahrung lehre, unserer Seele zu."

Ich bekenne, daß diese Meynung mir vorzüglich gefällt. Noch mehr — ich glaube, daß dieß gerade die

*) Werdermann selbst trägt diese Meynung des H. vor. Man könnte also dieses Vermögen den freyen Willen nennen, und vom Begehrungs Vermögen unterscheiden.

die wahre konsequente Vorstellungsart der Kantischen Philosophie sey. Auch diese nimmt das Freyheitssystem an. Es ist wahr, sie nimmt an, daß im Reich der Phänomene, zu denen auch alles Denken und Empfinden gehört, alles an seine Zeitbedingungen gebunden sey. Aber sie laßt die ganze Reihe der Vorstellungen von dem intelligiblen Wesen der Seele selbst abhangen, und laßt am Ende in ihr das ganze System der Funktionen der Vernunft gegründet seyn. Diese Funktionen stehen unter keinem physischen Gesetze; sondern die Seele giebt sich selbst ein Gesez, von dem sie aber abweichen kann, welches zu befolgen oder nicht zu befolgen sie Macht hat. Es steht bey ihr, diesem Gesez alle sinnlichen Treibfedern, alle nicht rein vernünftigen Beweggründe unterzuordnen, und demnach kann die Selbstthätigkeit der Seele sich nach dem Vernunftgesez richten, und über die Sinnlichkeit gebieten. Ihre Neigung oder Richtung hangt von dem Kaussalzusammenhang der Welt nicht ab, ist den Wirkungen der Körperwelt, und den Gesetzen der Ideenkräfte nicht unterthan. — Durch den freyen Willen ist also ein Vermögen, eine Handlung anzufangen, zu verstehen, nicht eine durch Gesetze der Aussenwelt des Schicksals determinirte, in ihren Richtungen unter einer Nothwendigkeit stehende Kraft. *) Will sich nun jemand eine

*) Man sehe in Reinholds Briefen über die Kantische Philosophie 2. B. den achten Brief nach. Er widerspricht wenigstens dieser Vorstellungsart nicht.

eine solche Willensfreyheit vorstellen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, so wird er folgende Sätze annehmen müssen:

1. Die Empfindungskraft wirkt nach ihren eigenen Gesetzen. Der Zustand der Organe, und die Modifikationen der Ideenkraft (angenommene Fertigkeiten) bestimmen den Zustand der Empfindungen.

2. Die Welt ausser uns, so fern sie uns durch den Weg der Sinne affizirt, bestimmt den sinnlichen Ideengang.

3. Das vernünftige Vorstellungsvermögen bildet Begriffe, Urtheile u. s. w. nach den Gesetzen der Wahrheit.

4. Die Richtung und der Grad seiner Thätigkeit wird durch das höhere, von den Sinnen unabhängige Vermögen bestimmt.

5. Dieses Vermögen ist Freyheit.

6. Die Freyheit unterwirft entweder die Bestrebungen der Vernunft der Richtung der sinnlichen Ideenkraft und ihren Endzwecken, oder sie nimmt auch ihren eigenen Gang, und so wird die Vernunft sich selbst Zwek.

Diese Sätze lassen sich leicht aus den Schriften der kritischen Philosophen wenigstens rechtfertigen. Aber sie

sie haben sich niemals die Mühe genommen, sich auf Erörterung der wahren Gesetze der Seelenwirkungen einzulassen, nach welchen eine solche Unabhängigkeit der Seele vom Schiksal begreiflich wird.

Die Aeusserungen Hollmanns und Werdermanns scheinen noch am nächsten dem Aufschluß des Geheimnisses zu kommen, so wenig Hofnung auch wohl vorhanden seyn möchte, es wirklich aufzuschliessen.

Es kommt nemlich alles darauf an, an was für ein Gesez denn eigentlich das reine Denken, oder die Handlung der Seele, da wir uns in unsern Fortschritten von Ideen zu Ideen nach der Ordnung der Wahrheit richten, gebunden sey? Ob dieß Gesez dem Denken eine gewisse Richtung bestimme, und ob es in der Aussenwelt zu finden sey.

Man kann vielleicht meinen, daß der Zusammenhang der Wahrheiten selbst dieß Gesez sey, und daß die Natur der Dinge, die der Verstand und die Vernunft erkennt, die Seelenthätigkeit allemal nöthige, auf die Ideen sich zu richten, die der Kraft die angemessenste Beschäftigung geben. Und hieraus würde folgen, daß das Bewußtseyn aller Motive hinwieder durch andere Beweggründe motivirt werde.

Aber da würde die abgeschmakte Folge hervorgehen, daß die Seele durch Gedanken bewogen werde,

das Denken anzufangen, und daß sie, ehe sie noch die erste Wahrheit sucht, schon eine Wahrheit gefunden haben muß, die sie bewegt, Wahrheit zu suchen. Und gesezt, alle Gedanken, a b c d :c. die meine Vernunft in einer gewissen Folge hervorbringt, sind immer einer durch den andern, als sein Motiv, herbeygeführt, ist der erste Gedanke a, den ich noch selbst thätig im Bewußtseyn behalte, nicht durch das Motiv = x veranlaßt? Habe ich ihn also izt nicht, ohne ein Motiv mir zu denken, darum ich ihn habe? Ist es also wohl möglich, daß ich bey dem Denken keinen Gedanken freythätig erwecke, oder auf ihn achte, ohne ein Motiv hiezu zu haben? Ich müßte ja eine anfangslose Ideenreihe in jedem Moment meines Daseyns haben.

„Ja, sagt vielleicht ein anderer, das läßt sich wohl „einräumen. Allein siehe wohl zu, daß du nicht die „Denkkraft der Natur und Erfahrung zum Troz isolirst, und von der Empfindungskraft (von den Sinnen und der Einbildungskraft) in deinen Gedanken „trennest, da sie es in der Natur nicht ist. Die Sinnlichkeit ist es, die uns Ideen vorhält, oder uns auf„nöthiget, die den ersten Stoß der Reflexions- und Ab„straktionskraft geben, sie aufregt und in Thätigkeit „sezet. Und diese ist es auch, die den Gang, den das „Denken nimmt, bestimmt. Wir erfahren es an uns „selbst

„selbst, daß das Gedächtniß uns die Ideen aus seiner
„Vorrathskammer gleichsam hervorlangt, deren wir
„uns bewußt werden. Diese Funktion befolgt die
„Gesetze der äussern Empfindung und der Ideenasso=
„ciation. Keine Verstandsbegriffe, keine Vernunft=
„urtheile werden ohne den Beytritt der Sinne und
„der Einbildungs= und Gedächtnißkraft gebildet und er=
„neuert. Alles aufmerken, reflektiren und Abstrahiren
„kann nicht ohne sinnliche Zeichenbegriffe vor sich ge=
„hen. Bilder und Worte sind Vehikel aller Verstands=
„begriffe. Nun ist aber die sinnliche Vorstellungskraft
„in ihrer Anspannung und Richtung von Organen und
„von den durch sinnliche Eindrücke entstandenen Fer=
„tigkeiten und Stimmungen abhängig; allein der Zu=
„stand der Organe und die sinnlichen Eindrücke, wel=
„che die Dispositionen und Fertigkeiten der sinnlichen
„Vorstellungskraft erzeugen, werden durch die Körper=
„welt, und unsere Lage, in welcher wir uns gegen
„dieselbe befinden, bestimmt. Was wird also aus die=
„ser Freyheit? Wo bleibt die Unabhängigkeit vom
„Schicksal, wenn man einräumt, daß wir den anra=
„thenden und abrathenden Beweggründen in unsern
„Handlungen folgen müssen, und unter keiner andern
„Bedingung der Kraft oder dem Einfluß eines Motivs
„widerstehen können, als wenn wir ihm ein anderes
„entgegen setzen? Diese Motive kommen nicht durch
„jenes vermeinte Vermögen, eine neue Ideenordnung

„anzufangen, zu unserm Bewußtseyn. Nein, die
„Sinnlichkeit erweckt sie, macht sie klar und lebhaft,
„oder hindert, daß sie nicht aufkommen, nicht zur
„Gewahrnehmung der Seele kommen können."

Diesen Einwurf, den ich nach meiner geringen Kenntniß von der Natur der Seele und nach Erwägung alles dessen, was die philosophischen Aerzte und Psychologen, ein Plattner, Herz und andere über die Gesetze der Ideenkraft gesagt haben, mir selbst zu machen genöthiget bin, halte ich gleichwohl nicht für unbeantwortlich. Ich will mich nicht mit der Anmerkung begnügen, die ein kritischer Philosoph, der jede Forderung, die Natur des Dings an sich oder des Noumenon zu beleuchten, von sich ablehnt, machen würde: Die Sinnenwelt habe ihren Zusammenhang, und doch hange sie durch ein uns unbegreifliches Band mit den wahren Dingen zusammen. Als Phänomen sey die Denkkraft der Nothwendigkeit unterworfen, als intelligibles Subjekt von aller Nöthigung frey und sich selbst Bestimmungsgrund. Ich habe vielmehr die Absicht, zu zeigen, diese Meinung lasse sich noch wohl so vorstellen, daß man in keinen Widerspruch mit Erfahrungen gerathe. Und ich denke, daß der kritische Philosoph selbst annimmt, daß die Gedanken einen realen Grund in dem intelligiblen Wesen haben, und dieser Grund die Kaussalität der Handlungen des höhern Seelen-

lenvermögens durch den Zusammenhang der sinnlichen Erscheinungen nicht zuläßt. Denn es ist ja nicht möglich, daß mein Denken nicht nur dem Schein nach, sondern wirklich und wahrhaftig zugleich von äusserer Nöthigung abhänge, und dennoch frey sey.

Es ist wahr, die sinnliche Ideenkraft leitet oft die Reflexions- und Abstractionsfunktionen und schreibt ihren Gang vor. Der phantasirende Dichter, der witzige Kopf, der Träumer springt von einer Ideenreihe zur andern über, und folgt dem Gang der sinnlichen Vorstellungskraft. Die Vernunft läßt sich von der produktiven Einbildungskraft, dem Wiz, der Phantasie den Gedankenstoff reichen. Oft haben wir auch, wenn sinnliches Interesse, wenn äusserer Zwang oder Leidenschaft uns treibt, es nicht in unserer Gewalt, diese, jene Gedanken zu haben oder nicht zu haben, so lang wir wirklich diesen Trieben uns überlassen. Allein wir können ja allen diesen Einflüssen der Sinne, der Phantasie widerstehen, und die Leitung des Dichtungsvermögens, Gedächtnisses, Witzes beym Gang der Ideen ablehnen. Die Vernunft kann die Wahrheiten in ihrem objektiven Zusammenhang betrachten. Sie ist nicht an Gleichzeitigkeit, Zeitfolge der Gegenstände in ihrer Einwirkung auf die Organe, nicht an sinnliche Aehnlichkeiten und Kontraste gebunden. Sie kann den Launen, den körperlichen Einflüssen, die gewisse Gedanken, Ge-

fühs-

fühle vor andern begünstigen, widerstehen. Sie kann die Organe auf andre Gegenstände richten, oder durch Anspannung der Aufmerksamkeit auf ein Objekt selbst den Körper vergessen, die Empfindungen verdunkeln, der Phantasie Gang hemmen, den Leidenschaften Stillschweigen gebieten, oder eine der andern entgegensetzen. Es ist in uns eine Kraft, die die Richtung der Aufmerksamkeit, auf die ja alles ankommt, leitet. Keine Idee kann ohne diese Kraft (so lang sie nicht ausser Thätigkeit gesezt wird, so lang sie nicht so sehr ermattet, daß sie lebhafte Ideen nicht unterdrücken kann) zum Bewußtseyn der Seele kommen. Von ihrer Anstrengung hangt der jedesmalige Ideenzustand ab. Wenn sie eine andere Richtung annimmt, so kommen andere Ideen zum Bewußtseyn — so verdunkeln sich die, welche jezt klar sind, so ermatten die, welche jezt stark sind. Es ist wahr, dieß Vermögen hat seine Grenzen. Es kann physische Hindernisse des Denkens geben, die es unmöglich machen, in gewissen Augenblicken diese, jene Gedanken hervorzurufen, oder etwas zu überlegen. Allzulebhafte Empfindungen können die Besonnenheit zum Theil rauben. Die Leidenschaft kann zu einer Höhe steigen, da die Vernunft nichts gegen sie ausrichtet. Beym Ueberlegen kann das Gedächtniß seine Dienste versagen, so daß wir uns gewisser Ideen nicht bewußt werden können. Gleichwohl hängen solche Zustände manchmal selbst von unsern vorigen Hand-

lungen ab. Die Freyheit, Kenntnisse anzuwenden, seine Handlungen darnach zu bestimmen, kann auch nicht weiter gehen, als das Vermögen, neue Begriffe und Urtheile zu erzeugen, oder solche, deren wir einmal uns bewußt waren, zu erneuern. Dieß Vermögen ist nach dem physischen Zustand der Organe, der Stärke des Gedächtnisses, der Lebhaftigkeit des Ideengangs, der Ruhe des Gemüths, der Lage, in deren wir uns befinden, (über die wir nicht immer Herr sind) allerdings verschieden. Und daher kann oft unsere Freyheit nichts seyn, als eine Herrschaft über eine geringe Anzahl der uns am meisten geläufigen Vorstellungen, die wir mit mehr oder weniger Sorgfalt vergleichen können. Aber der vormalige Gebrauch oder Mißbrauch der Freyheit ist eine der wichtigsten Ursachen, darum sie in gewissen Zuständen überhaupt gering ist. Z. B. Kajus ist nicht im Stand, in einem gewissen Augenblik der Versuchung zur Untreue, Unzucht, Selbstrache zu widerstehen. Seine Vernunft ist nicht mit genugsamen Waffen gegen sie ausgerüstet. Warum? Es mangelt ihm an Grundsätzen. Seine Vernunft ist geschikter, Sophismen zur Beschönung der Ausschweifungen zu drehen, als die Gültigkeit der sittlichen Vorschriften, und die Schändlichkeit jeder Abweichung von denselben in ihrer ganzen Stärke einzusehen. Jezt zeigen sich die Folgen hievon in der Unmöglichkeit, auch beym bestmöglichen Gebrauch des Vermögens erworbene Kennt-

nisse anzuwenden, ein richtiges facit über das Verhältniß der Handlung zum Gesez der Glükseligkeit herauszubringen.

Ja noch mehr. Laßt uns nicht in Abrede seyn, daß, da die Willensfreyheit nichts anders ist, als das Vermögen, die Denkkraft zur Erkenntniß und Anschauung der Vollkommenheit zu leiten, um die Vollkommenheit, deren wir fähig sind, durch Gebrauch unserer Thätigkeit zu realisiren, hieraus folge, 1. daß unsere Anlagen oder Fähigkeiten und unsere Lage uns auch schon einen möglichen, durch den besten Gebrauch erreichbaren Wirkungskreis vorzeichnen, in dem wir uns bewegen, den wir über gewisse, durch das Schiksal gestekte Gränzen hinaus nicht erweitern können. 2. Daß unsere Anlagen und äussere Lage uns die Mittel, unsere Seelenkräfte zu entwickeln, unsere Erkenntniß nach ihrer Intension und Extension zu vervollkommnen, Wahrheit zu finden und Irrthum zu meiden, die Sinnlichkeit zu bekämpfen, in so verschiedenem Maaße zutheilen, und vergönnen, daß bey verschiedenen Menschen der beste Gebrauch der Freyheit nur einen höchst verschiedenen Grad der Tugend bewirken kann. Um den ersten Saz durch ein Beyspiel zu erläutern. Wie verschieden sind der tugendhafteste Neger, Araber, Engländer, oder der tugendhafteste Bauer, Kaufmann, Fürst? Thut auch jeder, was er kann, wie ungleich

hat

hat das Schiksal zum voraus jedem sein leztes höchstes Ziel gestekt? wie verschiedene Kräfte ihnen zugemessen, sich um die Menschheit verdient zu machen? Wenn der Bauer vielleicht sein Dorf in blühendere Umstände versezt, so macht der König eine Nation auf lange Zeit glüklich, und wendet von den umliegenden Völkern grosse Uebel ab, oder trägt zu ihrem Glük bey.

Wie sehr ist nicht (um auch vom zweyten Saz die Anwendung zu zeigen) derjenige, dem nach Plattners Temperamentenlehre das phrygische Temperament zu Theil würde, von dem verschieden, welchem das attische Temperament von der Natur geschenkt ward? Verhält sich wirklich der angegebene Unterschied beyder Menschen so, wie er angegeben wird, so laßt uns sezen, daß beyde ihre Freyheit aufs Beste gebrauchen, wie viel Schwierigkeiten wird der erste vor sich finden, es in der Tugend hoch zu bringen? Wie wenige der Andere? Und wenn sie beyde ihr Bestes gethan haben, wie sehr wird dieser jenen hinter sich zurük lassen? Hier sind einige der Charakterzüge des **hektischen Temperaments** nach Plattner. Unfähigkeit zu aller Anstrengung des Geistes und des Körpers, Düsternheit und Stumpfheit des Verstands — Mangel an allen mittheilenden Neigungen, Mangel an Gefühl für das Schöne, Wahre, Gute, ausser wo die Sorgfalt

dafür ein Stoff des Eigensinns ist, Kargheit, Eigennutz, Habsucht, Hang zum Zorn, Rangstolz — ! welche Anlagen! Und nun vergleiche man damit die Charakterzüge des sogenannten ätherischen Temperaments. Unablässige Thätigkeit der Seele, bald im Nachdenken bald im Empfinden, feines Gefühl für das Wahre, Gute, Erhabene, Schickliche und Anständige — ohne Eigensinn, Unduldsamkeit und Thorheit, Bescheidenheit, Muth, Ruhe und Standhaftigkeit im Unglük, Billigkeit in Anerkennung fremder Verdienste — Sollte man nicht denken, hier finde die Prädestination des Paulus statt? Jener sey zu einem Gefäß der Unehre, dieser zu einem Gefäß der Ehre bestimmt? — Und freylich nach der gelindern Auslegung dieser Stelle verhält sich das so, wenn beyde ihre Freyheit verhältnißmässig anwenden. Jener wird bey allen Bestrebungen nur mittelmässig gut, und nicht vortreflich werden. Denn in einem grossen Hausse müssen, wie Paulus bemerkt, auch irrdene und hölzerne Gefässe seyn. Dieser aber kann vortreflich werden, wenn er das aus sich macht, wozu er von der Natur Anlagen empfangen hat. — Jener wird mit den bösen und verächtlichen Neigungen und Schwachheiten, deren er nach seiner unvollkommenen Sinnlichkeit empfänglich ist, kämpfen und sie kaum besiegen. Dieser wird es höher bringen, da er seine Kraft nicht im Kampf mit Hindernissen der moralischen Verbesserung verzehren darf.

Und

Und endlich, was haben nicht die äusserlichen Umstände, unter welchen ein Mensch in der Welt seine Person zu spielen bestimmt ist, bey verhältnißmässigem Gebrauch der Freyheit für einen Einfluß auf den Charakter? Man lasse einen Menschen in den Jahren seiner Kindheit von einer Räuberrotte entführt werden. Wie wird es möglich seyn, bey dem allerbesten Gebrauch seiner Freyheit in einer solchen Lage so gut zu werden, als ers bey einer tugendhaften Erziehung und im Umgang mit tugendhaften Menschen geworden wäre? Noch mehr, wie wird es möglich seyn, für einen solchen Menschen, auch nur ganz unschuldig zu bleiben? Die Moralität hängt ja von der richtigen Erkenntniß der Beziehung unserer Handlungen auf den Zwek unsers Daseyns ab. Wer verhilft ihm dazu? Wer hindert ihn nicht vielmehr auf alle Weise daran, dazu von sich selbst zu gelangen, so lang er in dieser Lage ist, mit Bösewichtern umgeben, die sich alle Mühe geben, seine Urtheilskraft in sittlichen Gegenständen zu lähmen, und sein Herz zu verderben? Man lasse dagegen einen Menschen eine tugendhafte Erziehung geniessen, mit lauter rechtschaffenen Menschen von Jugend auf umgehen, keine Stimme der Verführung jemals in sein Ohr dringen, kein böses Beyspiel ihn mit Lastern bekannt machen, oder ihm dazu Neigung einflössen — wie wird es unter diesen Umständen möglich seyn, daß er bey dem schlechtesten Gebrauch seiner Freyheit

heit so schlimm werde, als er unter schlimmen Menschen werden kann? Wie kann man das Gute wählen, das man nicht kennt, oder das man nicht einmal für gut halten kann? Wie kann man das Böse wählen, von dem man keine Vorstellung hat, oder das uns nicht einmal jemals anders als bös scheinen kann? Wie kann die Freyheit Motive zum Bewußtseyn bringen, oder in Ueberlegung bringen, die nach den Denkgesezen gar nicht in unsern Ideenkreis kommen können? Die Freyheit ist ja das Vermögen, die Denkkraft zu leiten, aber nicht Objekte für die Seele zu bringen, die in ihrer Lage nicht von ihr vorgestellt werden können, nicht die Denkkraft ohne alle äussern Hülfsmittel zu entwickeln, und auf die Objekte zu richten, die dem Menschen die wichtigsten seyn sollen.

II.

Practische Folgen des mechanischen Determinismus.

Und so hätten wir denn die verschiedenen Hypothesen von der Willensfreyheit erläutert? Es ist nun darum zu thun, ihre Beziehung auf die Sittlichkeit zu untersuchen. Haben sie Einfluß auf unsere Begriffe von Moralität? O ja, wenn wir sie auf die Vorstellungen von sittlichem Werth und Unwerth, von Verdienst und Schuld, von Belohnung und Strafe anwenden. Also, wenn

wenn wir konsequent denken. Haben sie auch Einfluß auf unsern sittlichen Charakter? O ja, wenn wir unsere Meinung von Zurechnung in dem Leben selbst anwenden, und uns und andere nicht nach den Vorschriften des schlichten Menschenverstands, sondern nach einer philosophischen Hypothese beurtheilen. Das möchte nun wohl nicht immer geschehen. Und in diesem Fall schadet und nüzt die spekulative Lehre nichts, weil sie unser Verhalten nicht ändert.*) Denn wer ein Determinist ist, und doch nach den Eingebungen des gemeinen Verstands sich und andere beurtheilt, der ist dem Kartesianer gleich, der mit den Thieren so gütig umgeht, als ob es empfindende Geschöpfe wären, ob er sie gleich, wenn er als Philosoph (nicht als Mensch) an sie denkt, für blosse Maschinen hält.

Die Folgen, die aus dem mechanischen Determinismus der Materialisten sich herleiten lassen, sind zwar nicht gleich augenscheinlich. Aber sie sind doch nicht zu läugnen, und können bey einem sittlich verwahrlosten Gemüth leicht noch mehr zur Verderbniß des Charakters beytragen. Der Materialist kann ein frommer Mann seyn, und die Folgen, die aus seinem Sy-

*) Wie viele Prädestinatianer leben so, als ob die guten Werke zur Seligkeit nothwendig wären? Nur die Anomer (Gesezlosen) in England verbinden dißfalls Theorie und Praxis genauer.

System fliessen, weder kennen noch einräumen. Er kann aber auch eine lockere, unzusammenhängende Sittenlehre haben, und in seinem System Gründe finden, sich darinn zu bestärken. Eine der ersten Folgen dieses Systems ist wohl diese: Wenn die Handlungen nichts anders sind, als Wirkungen mechanischer Geseze, so sind sie eigentlich von aussen eingepflanzte, oder eingedrükte Wirkungen oder Richtungen der Kraft, die gleichsam durch einen Stoß bestimmt worden, oder deren treibende, leitende Ursache in äusserlichen Objekten ist. Und so werden die guten und bösen Fertigkeiten, die Tugenden und Laster nichts anders seyn, als äusserliche Güter und Uebel. Sie werden den Glüksveränderungen gleich geachtet werden. Der Unterschied zwischen Lasterhaften und Elenden, zwischen Tugendhaften und Glüklichen wird verschwinden. Eben darinn besteht dieser ganze Unterschied, daß die Glüksgüter nur von aussen herzukommende Vorzüge des Zustands — die Uebel nur von aussen hinzukommende Unvollkommenheiten desselben sind, daher weder jene noch diese das Wesen, welchem sie anhangen, an sich gut oder schlimm machen. Diese schädliche Vorstellung verwirrt also alle Begriffe von moralischem Werth und Unwerth. Man wird nach ihr diesen Werth und Unwerth nur in den Anlagen allein suchen müssen, nicht in dem freywilligen Gebrauch der Kräfte. So wie der

Werth

Werth eines Werkzeugs nicht durch irgend einen gewissen Gebrauch, der etwa wirklich davon gemacht wird, bestimmt wird, sondern durch seine Materie und Form, so wird man auch den Werth nach den natürlichen Eigenschaften, und nicht nach den Handlungen abmessen müssen. So wie das Schwerdt nichts schlechter ist, wenn ein Unschuldiger damit erwürgt wird, so wird der Lasterhafte sich, indem er handelt, für ein fremdes Werkzeug halten können. Er wird nur unglüklich, nicht strafbar scheinen.

Ueberdem scheint es, daß ein konsequenter grober Materialist die ganze Glükseligkeit nach der Menge und den Graden der sinnlichen Genüsse abmessen müsse, und gar keine Obliegenheit, über die Sinnlichkeit zu herrschen, anerkennen könne. Die Vollkommenheit ohne Vergnügen kann ihm gar — nichts seyn. Denn es ist ja kein Wesen da, das eine gewisse bleibende Eigenschaft erlangen könnte, die den Sinneneindrücken vorzuziehen wäre. In seiner Seele ist ja alles im beständigen Fluß. Nichts ist reell, als die Empfindungen und Gefühle eines jeden Moments. Der Seelengrund, die zu erwerbenden Anlagen zukünftiger höherer Seligkeit, sind dem Menschen Hirngespenste, der keine eigentliche Seelensubstanz glaubt, und nur vorübergehende Empfindungen und Zeichen der-

sel-

selben annimmt.*) Wie kann man da eine Kraft anzunehmen, deren Bestimmung es ist, den Eindrücken der Sinne nicht nachzuhängen, andere Zwecke, als den Sinnengenuß, zu erzielen? Besteht doch die Glükseligkeit in nichts als in der grösten Summe der Genüsse! Noch mehr, wie soll von der Vernunft gefordert werden, daß sie den Sinnen widerstehe, wie soll Würde in der Unabhängigkeit von ihnen gesezt werden? Ist sie selbst etwas anders als Sinnlichkeit? Soll sie sich selbst widerstehen? Und wie soll sie Herrschaft über die Sinnlichkeit ausüben? Sie ist ja keine selbstthätige Kraft. Sie kann ja nicht die herrschende und beherrschte Kraft zugleich seyn, konsequente grobe Materialisten müssen also Epicuräer seyn. Niemand hat wohl die Folge des mechanischen Determinismus überhaupt so vollkommen ins Licht gesezt, als der bekannte Prediger Schulz, der selbst diß System vertheidiget, und mit einer seltenen Offenherzigkeit, die nur Hang zu paradoxen Meinungen einflössen kann, die nichts weniger als unschuldige Folgen dieses Fatalismus zeigt. Er vertheidiget das moralische Uebel in der Welt auf eben die Art, wie von vielen das physische Uebel vertheidiget wird.**) Denn er hat von der Natur desselben

ge-

*) Grobe Materialisten erklären alle Ideen für sinnliche Empfindungen, und läugnen die abgesonderten Begriffe gänzlich.

**) Villaume rechtfertiget die Unvollkommenheit der physischen Welt auf diese Weise.

genau die Vorstellung, welche einige von der Natur des physischen Uebels haben. Das moralische Uebel ist ihm erstlich nothwendig, weil daraus nach dem Lauf der Dinge Gutes erfolgt. Und in so fern ist es nicht schlechthin der Natur zuwider. Er erklärt sich in seiner Sittenlehre für alle Menschen so darüber: Alle Welt macht Geschrey von Tugend und Laster, und stellt sich diese beyden Dinge als völlig widersprechend vor, als Opposita, zwischen welchen keine Verbindung möglich, kein Schatten von Verträglichkeit zu stiften sey. Hat denn dieß Geschrey Grund? Geschieht es mit Recht? u. s. w. Und nun bemerkt er, daß — aus bösen Handlungen nach dem Zusammenhang der Dinge oft Gutes folge. Hőbe ich, sagt er, einen lasterhaften Gedanken oder eine lasterhafte That hie und da aus der ganzen Gedanken und Handlungenreihe meines Lebens aus, so wären nun auch so viel Gelegenheiten verlohren gegangen, weiser und besser zu werden. Und so hätten also viele meiner nachfolgenden tugendhaften Handlungen nicht entstehen können. — Diesen Gedanken führt er weitläuftiger aus. Ferner ist er der Meinung, daß das moralische Uebel nur ein relatives Uebel sey, und daß es kein absolutes Uebel giebt, indem die Menschen nach den verschiedenen Stuffen der Vollkommenheit, auf welchen sie stehen, allemal handeln müssen,

wie es die Fähigkeiten und erworbenen Einsichten eines jeden mit sich bringen. Er behauptet demnach, daß Laster und Tugend einander nicht entgegen gesezt seyen, sondern nur verschiedene Grade der Kultur der Seelenkräfte anzeigen. Eben so sind viele physische Uebel nur Folgen der verschiedenen Stuffen der Vollkommenheit der physischen Wesen. Die Langsamkeit des Faulthiers, die Gefräßigkeit des Schweins, der Blutdurst des Tigers, die Bosheit des Scorpions sind nur Folgen des Stuffengangs der thierischen Empfindungs- und Lebenskraft, und in Ansehung dieser Thiere selbst der Natur allemal gemäß. Nicht anders urtheilt Herr Schulz vom moralischen Uebel. Er sagt S. 116 ff. „Die Urtheile der Men„schen sind getheilt über dasjenige, was sie Tugend „und Laster nennen. Hier lobt der eine und nennt „das recht, was dort der andere tadelt, und als un„recht verdammt. Hier behauptet einer, die Tugend „der Gerechtigkeit verbiete, daß ich durchaus gar kei„nes Menschen Eigenthumsrecht an seinen Gütern „kränken solle. Er gehe nach Otaheiti, und er wird „finden, daß die Tugend der Gerechtigkeit dort nur „untersage, das Eigenthumsrecht der Eingebohrnen zu „verletzen, daß sie aber vollkommen erlaube, die frem„den Ankömmlinge zu bestehlen u. s. w.“ —

Der V. untersucht nunmehr, ob es etwas gebe,

das

das für alle Menschen ohne Ausnahme Tugend oder Laster sey. Seine Meinung ist: Selbstliebe sey allgemeine Tugend, Selbsthaß sey allgemeines Laster. Allein es sey nothwendig, daß alle Menschen sich selbst lieben, niemand sich selbst hasse, also sey kein Mensch absolut lasterhaft, alle Menschen aber seyen durch Naturnothwendigkeit absolut tugendhaft. Wolle man aber die Wörter Tugend und Laster beybehalten, so müsse man annehmen, die Redensarten: tugendhaft und lasterhaft, moralisch gut und moralisch bös seyn, bezeichnen nicht mehr den höhern oder niedrigern Grad von Vollkommenheit, der sich unter vernünftigen Geschöpfen befindet, und durch ihre Handlungen offenbart. Es ist also eine Wahrheit, die nicht laut genug gesagt werden kann, daß ein jeder Mensch ohne alle Ausnahme überall so moralisch gut handle, als er nach Maaßgabe seiner Kräfte, Einsichten, besondern Stimmung und Lage, kurz für seine Person nur handeln kann. (Eine schöne Wahrheit!!) Wir sehen also bey diesem Verfasser, zu welchen empörenden, verderblichen Meinungen der mechanische Determinismus führen kann. Was von einer Art der sogeheissenen physischen Uebel wahr ist daß sie nemlich in Ansehung der Geschöpfe selbst, die auf geringen Stuffen der Vollkommenheit stehen, keine Uebel sind, und nur allein mannigfaltige Grenzen der

Vollkommenheit bezeichnen, das wendet er auch auf die sittlichen Uebel an. Es ist wahr, daß er einen Schritt weiter geht, als es nothwendig war. Er konnte die moralischen Uebel mit den Verirrungen der Natur, den Mißgeburten, mit den aus den Kollisionen ihrer Geseze, dem Konflikt ihrer Kräfte entspringenden Abweichungen vom Endzwek, z. B. den Krankheiten, zerstörenden Naturveränderungen u. s. f. vergleichen. Er konnte sagen, der Unmässige, der Unkeusche, der Geizhals, der Verschwender, der Sclave des Stolzes u. s. f. ist gleich einem Blinden, Tollen, Schwindsüchtigen u. s. w. Diese moralischen Zustände sind der Natur des Geistes so zuwider, als jene physischen Zustände der Natur des Körpers. Allein er versteigt sich bis zu der abgeschmakten Behauptung, daß der Verbrecher nur dem Grad des Guten nach vom Tugendhaften verschieden ist. Diese Behauptung ist gerade so natürlich, als es die Meinung wäre, daß krank seyn so viel heisse, als weniger stark seyn, als ein Fechter, weniger Appetit haben, als ein Drescher, und weniger frisch aussehen, als ein frisches Bauermädchen; daß Gift so viel bedeute, als eine in Vergleichung mit andern Speisen weniger nährende und angenehme Speise; daß Schmerz so viel heisse, als ein geringerer Grad von Lust. Es ist indeß leicht einzusehen, daß der V. auf diese Meinung deßwegen fiel, weil er zufolge dem

System des mechanischen Determinismus die morali-schen Unvollkommenheiten für gleichartig mit den phy-sischen Unvollkommenheiten halten mußte.

Der physische Determinismus muß auch, wenn er konsequent ist, die ganze Lehre von der Zurechnung aufheben. Und dann ist alle Sittenlehre nichts weiter, als eine Art von Heilkunde für das höhere physische Wesen im Menschen, eine Art von Oekonomie des Geistes, die uns lehrt, wie wir das Eigenthum der Kenntnisse, des Wirkungskreises erwerben, erhalten und vermehren müssen. Alle Laster sind alsdann nichts als Unfälle, und Widerwärtigkeiten, Tugenden sind Glücksfälle. Die sittlich guten Fertigkeiten sind gleich zu achten der Schönheit, Gesundheit, dem Wohlstand. Die bösen Fertigkeiten sind gleich der natürlichen Schwäche, Krüppelhaftigkeit, Armuth. Gute Handlungen sind in Ansehung der höhern physischen Natur eben das, was in Ansehung des Körpers Vollkommenheit der Organe, ungehindertes Wachsthum, gute Verdauung, Ausdünstung, in Ansehung der Glücksumstände richtig einlaufende Zinse, richtige Auszahlung des Arbeitslohns, gelungene Spekulationen in dem Handel, Glück in Erwerbsgeschäften, Gewinnste im Lotto, Spiel u. s. w. Laster sind hingegen in Ansehung der höhern physischen Natur eben das, was in Ansehung des Körpers

Ge-

Gebrechlichkeit, Schwindsucht u. s. w. in Ansehung des Glüks schlechte Ernden, wichtige Geldeinbussen, Ausbleiben der Belohnung, die andere uns für Arbeit schuldig sind, Unglük in Spekulationen. Wenn alle moralische Vollkommenheit und Unvollkommenheit von den Gesetzen einer physischen Nothwendigkeit abhangt, wenn wir von aussen getrieben werden, gut oder bös zu seyn, so kann derjenige, welcher dieses System sich vollkommen geläufig macht, und in seine Denk- und Handlungsweise übergehen läßt, von Zurechnung gar nichts halten. Er muß sie für ein Vorurtheil, für eine Illusion erklären. Seiner Meinung nach werden die Menschen in der allersonderbarsten Verblendung stehen, wenn sie dem Tugendhaften Achtung und Lob zollen, ihn hochschätzen und bewundern. Sie sollten vielmehr Regungen des Neids bey der Vorstellung ihrer höhern Vollkommenheit empfinden, so wie Arme und Unberühmte bey dem Anblik Reicher und Berühmter, deren Wohlstand und Ruhm ihnen ihr niedriges ihnen zugefallene Loos fühlbar macht. Es wird aber diese Empfindung, so natürlich sie ist, dennoch der Betrachtung weichen müssen, daß es Thorheit ist, sich über Dinge zu härmen und zu grämen, die einmal nicht zu ändern stehen, und daß der Mensch verbunden ist, sich mit Gelassenheit in die Fügungen des Schiksals zu ergeben. Eine vortrefliche Weisheitslehre, die alle tu-

gend-

gendhaften Triebe vernichtet! alle Nacheiferung verbannt, die Trägheit in der Verbesserung seiner selbst, die unrühmliche, schändliche Beharrlichkeit bey allen lasterhaften Gewohnheiten zur Weisheit stempelt! Eben so verkehrt wird ein solcher vollkommen konsequenter physischer Determinist über Lasterhafte und Laster urtheilen. Seinen Begriffen nach werden die Lasterhaften keinen Abscheu noch Tadel verdienen. Wer wird den Unglüklichen, den Elenden tadelswerth, abscheuwürdig finden? Vielmehr werden böse Menschen Mitleid, Bösewichter zärtliche Theilnahme an ihren Widerwärtigkeiten verdienen. Es wird unsere Pflicht seyn, vorsezliche Sünder in eben dem Licht zu betrachten, in dem wir Blinde, Lahme und unglükliche Wahnsinnige betrachten. Es wird Grausamkeit seyn, sie zu verachten, Unmenschlichkeit, sie mit Abscheu zu betrachten. Wir selbst müssen unsere eigenen Gesinnungen und Handlungen in einem ähnlichen Licht betrachten. Schaam wegen unserer Laster ist um nichts vernünftiger, als Schaam wegen Leibesgebrechen und Krankheiten. Und Reue ist ein Gefühl, das, so wie die Illusion der Freyheit aufhört, verschwinden muß. — Wer bereut wohl, daß er von der Natur zum Zwergen, zum Krüppel gemacht worden, daß er die Wassersucht, die Schwindsucht u. s. w. bekommen, daß ihn ein Erdbeben um sein Haus gebracht, ihm die Seinigen geraubt? Wer schämt sich wegen Blindheit, Lahmheit,

heit, allzuschwächlicher Leibeskonstitution, Magerkeit u. s. w.?

Aus diesen Begriffen muß auch eine ganz neue Theorie von Strafen folgen. Wenn das Laster nichts weiter ist, als ein Unglük, wenn der Verbrecher, der Bösewicht nur ein Gegenstand unsrer mitleidigen Aufmerksamkeit, unserer zärtlichen Sorgfalt, nicht unserer Verachtung, unsers Unwillens oder Abscheus seyn soll, so müssen die Strafen für nichts anders, als für Arzneyen gehalten werden, durch die der Sünder von seinem Seelenübel kurirt wird. Sie werden nicht härter seyn dürfen, als die schmerzhaften Mittel, durch welche der Arzt und Wundarzt den Kranken angreift. Der Gesezgeber, Richter, Erzieher wird nie den Zwek haben dürfen, andre abzuschrecken. Er wird sogleich sich der Grausamkeit schuldig machen, so bald er straft, wo er nicht hoffen kann, dem Verbrecher selbst durch eine solche und gerade so harte Strafe zu nüzen. Er wird nicht weniger grausam und hart, wenn er den Verbrecher ohne Achtung behandelt, oder weniger schont, als der freundliche Wundarzt den Verwundeten. Diese unnatürlichen Folgen des physischen Determinismus dekken seine Blösse gewiß hinlänglich auf.

Indeß ist Herr Schulz so freygebig, diese Folgen fast alle einzuräumen, ja grossen Theils selbst aus den an-

angenommenen Prinzipien zu ziehen. Er behauptet: „daß die Reue eine Täuschung sey, die aus der Ver-„gessenheit des Unvermögens, anders zu handeln, als „wir wirklich gehandelt haben, entstehe; daß jeder „Mensch nach seiner Lage, nach seiner ganzen Indi-„vidualität so gerecht und gut handelt, als er kann, „daß ein Verbrecher wegen der übeln Folgen seiner „Handlung, die er sich und andern zuzieht, keinen „Zorn noch Verachtung, sondern Mitleid verdient; „daß es Grausamkeit ist, die Strafe eines Menschen „auch um den allerkleinsten Theil zu schärfen, damit „andere gewarnt und abgeschreckt werden." Wenn der V. nicht noch weiter geht, (und weit genug geht er gleichwohl) so ist hievon die einzige angebliche Ursache diese, daß auch er selbst nicht alle Folgen seines Systems einsieht, oder sehen will. Folgende Stellen mögen indeß als Proben dienen, wie richtig er selbst manche der gefährlichen Folgen dieser Meinung bestimmt.

Der V. läßt sich unter andern in seiner Untersuchung über Freyheit und Nothwendigkeit so vernehmen: „Es giebt gar kein Laster und moralisches Böses, in „dem Verstand genommen, in welchem es fast von „allen Lehrern genommen wird; sondern der sogenann-„te Lasterhafte denkt und handelt auf seinem Stand-„ort so, als der Seraph auf dem seinigen, nur mit „dem

„dem Unterschiede, den die verschiedenen Stuffen der
„Vollkommenheit unter sie (ihnen) nothwendig ma=
„chen. Und mit welcher seligen Ruhe und unerschüt=
„terlichen Zufriedenheit, mit welcher menschenfreundli=
„chen Sanftmuth und Gelassenheit sehe ich denn selbst
„die ärgsten Beleidigungen eines wider mich aufge=
„brachten Menschen an? Kann der Ziegel dafür, daß
„er fällt, wenn ihm die Unterstützung geraubt wird?
„Man gebe ihm die Unterstützung wieder, so ruht er.
„Kann der Feind dafür, daß er beleidigend gegen mich
„handeln muß? Man nehme seine besondere Stim=
„mung, seinen Standort, seine Vorstellungen und
„Empfindungen, und das Maaß seiner Einsichten,
„die er gegenwärtig hat, und frage alsdann: kann er
„jezt anders handeln? Will ich über ihn zürnen, so
„muß ich auch über das Thier zürnen, das mich an=
„fällt, über den Dorn zürnen, der mich rizt, über die
„Mücke zürnen, die mich sticht."

Man verändere das täuschende Beyspiel mit einem andern, und der nachtheilige Einfluß auf die Sittlichkeit wird sich deutlich zeigen. Mit welcher Gelassenheit und Ruhe werde ich nach dieser Denkart mich erinnern, daß ich eines Lasters mich schuldig gemacht habe? Kann der Ziegel dafür, daß er fällt? u. s. w. Mit welcher Gelassenheit werde ich alle Ungerechtigkeit und Bosheiten anderer Menschen, die zu strafen mein

Amt

Amt mit sich bringt, ansehen können? Wie gleichgültig werde ich Unterdrückungen und Grausamkeiten, die an meinen Nebenmenschen begangen werden, ansehen, ohne über die Lasterhaften unwillig zu werden? ohne also durch Unwillen, Abscheu gereizt zu werden, das Unrecht zu strafen, zu hindern? Wie wenig wird mich eine erwiesene Wohlthat rühren? Wie wenig mich zum Dank auffordern? Kann der Baum etwas dafür, daß seine reife Frucht abfällt, und mich labt, die Brunnenquelle, daß ihr Wasser meinen Durst löscht? u. s. f.

Der V. stellt S. 176. f. f. vor, wie ein Räuber, Mörder u. s. w. durch überwiegende Motive zu seiner Handlung bestimmt wird, und ruft alsdann aus: „Der Räuber, der Verläumder, der Meineidige, der „Mörder, mit einem Wort, ein jeder in den Augen „anderer*) lasterhafte Mensch handelt zur Zeit, da er „handelt, nach seiner besten Erkenntniß und seinem „Standort, den er in der Reihe der vernünftigen We„sen einnimmt, als der erhabenste Seraph in seiner „Art, und seinem Standort gemäß, gut und recht „handelt. Keiner kann mehr leisten, als wozu er im „Stande ist, und jeder leistet **wirklich alles das „Gute, das er aufzubringen vermag.**"

Der Unsinn und die Unverschämtheit dieser Behauptung

*) Ey! in den Augen anderer??

tung müssen wohl jedem, dem das System seinen gemeinen Menschensinn nicht geraubt hat, einleuchten. Der durch eine Versuchung zur Sünde hingerissene Verbrecher handelt nichts weniger, als nach seiner besten Einsicht. Er handelt vielmehr rasch, unbesonnen, überlegt die Folgen nicht, die er doch kannte, vielleicht im nächsten Augenblik sieht. Wie viel Ideen wekte er nicht, die in ihm schlummerten? Wie viel Kenntnisse unterließ er anzuwenden? Ist er ein Lasterhafter nach Grundsätzen, so handelt er auch da nach seinem eigenen Urtheile nicht gut, geschweige so gut als er kann. Er zieht das Vergnügen der Rechtschaffenheit vor, das sinnliche Gut dem intellektuellen Gut, so ist er auch dann sich bewußt, daß er dem Gesez zuwider also unheilig, unrichtig handelt! Doch wofür beweisen, daß Nacht — Nacht und Lüge — Lüge ist? Genug! Solche Früchte bringt der physische Determinismus.

Herr Schulz zieht in Absicht auf die Strafen unter andern diese Folge aus dieser seiner Theorie.

„Alle Todesstrafen sind ungerecht, weil ein jeder
„Mensch mit allen seinen Handlungen in ihren gros-
„sen und kleinen Theilen, auch in vielen dieselben be-
„gleitenden Umständen unter dem Gesez der absoluten
„Nothwendigkeit steht, ihn um einer vollbrachten und
„durch ihn geschehenen That willen; darum weil sie

„sei-

„seine That ist, strafen, heißt ihn unschuldig strafen,
„heißt ihn deswegen strafen, weil er der Mensch ist,
„der er ist, und zu dem er sich nicht selbst gemacht
„hatte, sondern vom Schöpfer dazu gemacht worden
„war; heißt ihn darum strafen, daß er seine Natur
„und Stimmung, sein Blut, Temperament, seine Ge-
„burt und Erziehung, seine Erkenntnisse, seine Ver-
„bindungen mit andern Dingen, seine Lage in der
„Welt, alle Umstände, die hier zusammentrafen, nicht
„anders ordnete, als diese Dinge geordnet waren!
„da es doch ausserhalb dem Gebiet seines Vermögens
„lag, das mindeste darinn verändern zu können. Den
„vorsezlichsten und grausamsten Mörder am Leben stra-
„fen, heißt also, da der zureichende Grund seiner
„That in dem ganzen Zusammenhang der Dinge ver-
„webt und da war, und kein zureichender Grund oh-
„ne seine Folge bleiben kann, jenen Mörder also, sa-
„ge ich, um seiner That willen strafen, heißt nichts
„anders, als ihn darum tödten, weil er statt der wirk-
„lich vorhandenen Welt, nicht eine andere Welt ge-
„schaffen habe." Genug, und mehr als genug. Der
Räuber Sostratus in Luzians Todtengesprächen*) führt
gerade eben die Sprache, nur bedient er sich der Alle-
gorie der 3 Parzen, unter welchen das Schiksal vorge-
stellt wird, wenn er den Minos überweißt, daß er
nicht befugt sey, ihn zu strafen. Luzian dachte wohl,
er

*) S. Luzians Todtengespräche Nro. 30.

er hätte den Fatalismus durch diesen Dialog in seiner ganzen Ungeräumtheit vorgestellt. Weit gefehlt! Der Fatalist erschrikt so wenig vor den Folgen seines Systems, daß er vielmehr aus seinem System beweißt, man müsse die Mörder als Werkzeuge des Schiksals nicht strafen. — Schakespear zieht zu seiner Zeit den Fatalismus, der damals ebenfalls unter einer andern Gestalt erschien, die jenen finstern Zeiten angemessen war, in folgender Tirade durch, die er seinem Edmund, einem seiner freywilligen Bosheit sich wohl bewußten Schelm in den Mund legt: „Vortreflich! wie „närrisch die Welt ist! — Wenn wir uns nicht wohl „befinden, (und das kommt meist von unserer eigenen „Ueberladung her) so schieben wir die Schuld unserer „Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne, als ob wir „blos aus Nothwendigkeit Bösewichter wären, Tho„ren durch himmlischen Antrieb, Schurken, Diebe und „Verräther durch den Einfluß der himmlischen Körper, „Säufer, Lügner und Ehebrecher durch eine unwider„stehliche Herrschaft der Planeten, und alles, worinn „wir böse sind, durch göttliches Verhängniß." S. sein Schauspiel: Leben und Tod des Königs Lear.

III.

Praktische Folgen des moralischen Determinismus.

Dieß System ist zwar sehr verschieden von jenem ersten

sten, obwohl die Aehnlichkeit auch nicht zu verkennen ist, daß in beyden die wahre Freyheit wegfällt. Ein Anhänger desselben äussert sich so in Ansehung der praktischen Folgen desselben: „Das System der Nothwendigkeit vernichtet den Unterschied des Guten und Bösen nicht. Es muß also nothwendig die Beweggründe stehen lassen, die uns zu dem einen hintreiben, „und von dem andern entfernen. Hierinn eben besteht „die Verbindlichkeit. Die Verbindlichkeit also, die „der Regel des moralisch Guten und Bösen, oder dem „Naturgesez anhängt, ist kein leerer Nahme. Sie „wird durch die Belohnungen und Strafen unterstüzt. „Die Natur hat das Gesez gemacht, daß jede gute „Handlung ihre Belohnung mit sich führt, da hergegen Scham, Verwirrung und Gewissensbisse dem „Laster und Verbrechen nachfolgen. Das System der „Nothwendigkeit ändert nichts in der Natur des Guten und Uebels. Es kann also das moralische Uebel „nicht in Gutes verwandeln, nicht der Natur gemäß „machen. — Dieß System soll uns weder in Trägheit „noch in Gleichgültigkeit stürzen. Wenn die äusserlichen Ursachen den Willen bestimmten, so dürften wir „uns ihnen nur überlassen. Wir könnten von aussen „her die Eindrücke erwarten, die zur Veränderung des „Zustands erfordert werden. Wenn alle unsere Handlungen gleich viel zu unsrer Glükseligkeit beytragen „würden, so dürften wir die Wahl der Mittel, unser

„Wohl

„Wohl zu befördern, aufs Ungefähr ankommen lassen.
„Allein die einzige Art von Nothwendigkeit, die den
„Erscheinungen nicht zuwider ist, legt in uns das Ver-
„mögen, zu handeln, oder die Spontaneität. Un-
„thätigkeit hat also nicht statt. Gleichgültigkeit fin-
„det auch keine Rechtfertigung in dieser Meinung.
„Denn das System der Nothwendigkeit vernichtet den
„Unterschied der Handlungen nicht." „Da die Beweg-
„gründe die Ursachen der Bestimmung des Willens sind,
„so besteht die Ueberlegung auch in diesem System. Das
„System der Fatalität (so nennt er den Determinismus)
„zerstört den Grund des Lobs und Tadels nicht, hebt
„das sittliche Gefühl nicht auf. Es hebt die Zeug-
„nisse, die unser Gewissen uns giebt, nicht auf. Es
„sezt vielmehr jene stillschweigenden Billigungen und
„Mißbilligungen als nahe Ursachen unserer Entschlies-
„sungen. Es ist auch kein Grund vorhanden, darum
„die Fatalität vielmehr unsere Urtheile von andern,
„als die von uns selbst, verändern sollte. Uns rührt
„die Vollkommenheit auf angenehme Art, sie mag
„nun in uns seyn oder in andern. Die Unvollkom-
„menheit bringt entgegengesezte Gefühle hervor." (S.
die Briefe eines Philosophen über das System der
Nothwendigkeit.)

Wenn wir die Empfindungen und Gesinnungen,
aus welchen die Sittlichkeit eines Charakters entspringt,

ode

oder die Gefühle, die zum Unterschied der Tugend und des Lasters, und zur Neigung des Willens zu jener, und Abneigung von dieser erforderlich sind, betrachten, so finden wir, daß sie aus zweyen Urtheilen entspringen:

1. **Die Tugend ist eine uns inhärirende Vollkommenheit. Das Laster eine uns inhärirende Unvollkommenheit.**
2. **Der Grund der Existenz des moralischen Guten und Bösen ist in uns.**

1. Die Tugend ist kein von aussenher hinzukommender Vorzug, oder Zierde, kein zu unserm Selbst nicht gehöriges Gut des äussern Zustands. Das Laster ist kein Uebel, das von aussenher uns zukommt, sondern beyde sind in uns, gehören zur Individualität.

Hieraus folgt nun die Hochschätzung oder Hochachtung, die der Tugend zukommt, die Verachtung und der Abscheu, so das Laster trift. Ein tugendhafter Charakter wird hochgeschätzt, ein lasterhafter verabscheut. Denn jener hat einen innern Werth, dieser einen innern Unwerth.

Wer nun annimmt, daß die Seele ein für sich bestehendes Wesen ist, und eine selbstthätige Kraft hat, der wird diesen Werth und Unwerth einräumen. Die Vollkommenheit, die dem Ding anhängt, macht seinen Werth nicht aus, aber die, welche in ihm ist. Ein schöner Mensch in einem häßlichen Kleid mit Koth

bespruͤtzt, bleibt, was er ist. Ein Riese in einer Grube bleibt, was er ist. Eben so ein Starker in Fesseln. Ein Haͤßlicher in einem schoͤnen Kleid, ein Zwerg auf einem Thurm, bleibt wer er ist. Die innern Eigenschaften der Dinge unterscheiden wir von den aͤußern, indem wir ihre Vollkommenheit beurtheilen. — Ohne Ruͤcksicht auf Faͤhigkeit, uns selbst eine Vollkommenheit zu geben, eine Unvollkommenheit abzulegen, besteht jene Schaͤtzung, Achtung, Geringschaͤtzung, Verachtung, Gefallen, Abscheu, so uns ein Ding einfloͤßt. Rein ist der gute oder boͤse Charakter in ganz anderm Sinn, als es das Vermoͤgen, der Titel, der Ruhm ist. Daher achten wir auch den Witz, Verstand, den natuͤrlichen Muth, die Anlagen zu feinen Empfindungen, das Genie, obwohl diese Vorzuͤge nicht in unserer Gewalt sind. Wir verachten Dummheit, Stumpfsinn, Feigheit, natuͤrliche Traͤgheit, obwohl diese Maͤngel angebohren sind. Nach diesen Eigenschaften wird zum Theil der innere Werth des Menschen bestimmt. Ein vernuͤnftiger Mensch wird einen Armen nicht, wohl aber einen Dummkopf gering schaͤtzen. Er wird einen unberuͤhmten Mann nicht verachten, aber einen zu allen nuͤtzlichen Geschaͤften unbrauchbaren wird er gering schaͤtzen.

Weil also nach dem moralischen Determinismus die Tugenden in uns bleibende Vollkommenheiten sind,

und

und unseren Werth ausmachen, so entsteht Selbstachtung und Verachtung, Gefühl unsers Werths und Schaam. Es entsteht ein stärkeres Bestreben nach dem moralischen Gut, als nach dem physischen Gut. — Die gänzliche Verwirrung der physischen und moralischen Güter und Uebel findet nicht statt. Denn wir urtheilen, daß letztere eine höhere Ordnung der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten ausmachen. Also werden wir auch das Laster nicht als ein Uebel betrachten, mit welchem die Hochachtungswürdigkeit und die Liebenswürdigkeit eben sowohl als mit Unglück bestehen kann. Da die Strafen physische, mithin geringere Uebel sind, als die Laster, so werden wir nicht glauben, daß sie schlechterdings dem Bestraften keine Empfindungen verursachen dürfen, die ihm schmerzlicher sind, und ihn äußerlich unglücklicher machen, als die nothwendigen Folgen der Laster selbst; und daß es unbarmherzig sey, ihn aus seiner behaglichen Ruh zu reissen, um ihn zu bessern. Aber auf diese Art wären die Tugenden und Laster zwar von den Gütern und Uebeln des äußerlichen Zustands unterschieden. Aber noch wäre der Unterschied der intellektuellen, und moralischen Vollkommenheiten nicht einleuchtend. Denn sie hätten das nähmliche Merkmal. Sie wären inhärirende Vorzüge.

2. Die Sittlichkeit des Menschen beruht grossentheils auf den Empfindungen und Gesinnungen, deren

Fundament das Urtheil ist: **Ich bin der Urheber des Sittlichguten und Bösen in meinen freyen Handlungen.** Dieses Urtheil ist die wahre Quelle der Billigung oder des Selbstbeyfalls, der Mißbilligung oder Selbstverdammung, während der That und nach der That. Mit Selbstgefühl und edlem Stolz vollbringt der Mensch eine gute Handlung, die ihn einige Ueberwindung kostet, die noch Ueberlegung, Abwägung der Gründe für und wider die Handlung erfordert. Denn hier äussert die Freyheit vorzüglich sich. Mit Selbstverdammung und Abscheu vor sich selbst kurz vor dem Moment der That vollbringt oft der Verbrecher eine böse Handlung, die er zum erstenmal begeht. Der Sonnenwirth in Schillers Erzählungen, als er zum erstenmal mordete, ob ihn wohl der, den er ermorden will, tödtlich beleidigt hatte, ziehlte doch 2mal mit der Flinte, und seine Hand hielt die Gewissensangst zurück. Zum drittenmal erst überwand er sie. Nach der guten Handlung folgt Beyfall und Selbstachtung; nach der bösen Reu. Laßt nun aber einen Menschen sich an den Gedanken gewöhnen: „Alle meine Handlungen haben ihren Anfang, ihre erste Ursache nicht „in mir, nicht in meinem Selbst. Das Schicksal theilt „das Verdienst, die Schuld der Handlung mit mir. „Tausend Veränderungen im Weltall bereiteten die „That vor. Tausend freye und nicht freye Wesen „sind Theilhaber derselben. Ich bin die nächste, letz-

„te,

„te, aber keineswegs die erste Ursache. Ich vollen„dete. Aber der Anfang und das Mittel stand nicht „in meiner Gewalt.„ Ich sage, laßt uns annehmen, ein Mensch gewöhne sich, seine Handlungen aus diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen, er betrachte sich als ein Rad in der grossen Maschine, das von aussenher einen Stoß empfangt, so oft es sich bewegt, dessen Bewegungen in tausend vorhergehenden ihren Anfang haben, werden nicht jene heilsamen Gefühle sehr geschwächt werden? Ganz gewiß. Und doch muß er so denken, wenn er ein moralischer Determinist ist, und seine Hypothese sich so geläufig macht, daß er durch die philosophische Vorstellungsart, die angewöhnte gemeinmenschliche Vorstellungsart verdrängt. Also heilsam wäre diese deterministische Vorstellungsart auch von dieser Seite nicht! Angenehm behäglich mag sie seyn, beruhigend, wenn man will. Aber für wen? für eben den Menschen, der sich aus einer ähnlichen Ursache am liebsten für den mechanischen Determinismus oder den krassesten Fatalismus erklärt. Für den Lasterhaften, der seiner Gewissensbisse gern los werden möchte, und für den Schwachen, der die Schuld seiner Vergehungen zum Theil wenigstens gern auf den Zusammenhang der Dinge schieben möchte. Unendlich willkommen ist beyden der Gedanke: **Ich trage die Schuld nicht allein. Wäre nicht jene Verkettung der Umstände gewesen, nicht jene Reihe entfernter Ursachen,**

nimmermehr hätte ich die Handlung begangen. Die Schuld, die Schande ist nicht ganz mein, fallt nicht ganz auf mich zurük. Der Gedanke: „bey mir steht es gut zu seyn, oder böse zu seyn, mich zu verbessern oder zu verschlimmern,„ ist auch die Grundlage aller guten Vorsäze, aller Bestrebungen, sich von bösen Fertigkeiten und Gewohnheiten los zu machen, den Reizungen zum Laster muthig zu widerstehen, und seine Leidenschaften, selbst die natürlichen Triebe, wo sie mit den edleren Bedürfnissen des Geistes in Kollision kommen, zu bekämpfen. Diese Selbstmacht, was ist sie wohl, nach unserer menschlichen Begreifungsart, als Vermögen eine Handlung anzufangen? Wie kann ich mir dieß Vermögen denken? Wie kann ich mir vorstellen, daß ich in jedem Moment meines Daseyns es besitze, von ihm Gebrauch machen kann? — Anders gewiß nicht als so: Mag auch deine Lage seyn, welche sie will, so kannst du von jezt an eine neue Reihe von Handlungen anfangen! Es ist wahr, diese Vorstellungsart könnte falsch und die Verbesserung unser selbst, die Herrschaft über uns selbst, dennoch möglich seyn. Aber zum Handeln ist sie wenigstens unentbehrlich. — Soll ich handeln, so darf ich nicht daran denken, daß es vorher bestimmt ist, ich soll jezt so oder so handeln. Ich muß, gesezt ich glaubte auch, daß es wahr sey, es dennoch, so oft ich gute Vorsätze fasse, zu vergessen

su-

suchen. Ich muß mich als den Anfang künftiger Handlungen, das jezige Moment als das erste Glied der Kette derselben betrachten. Sonst würde eben dieß Bewußtseyn meiner Abhängigkeit vom Zusammenhang der Dinge meine Thätigkeit lähmen, meinen Muth, der Vernunft allein zu folgen, und allen äußerlichen Eindrücken zu widerstehen, eingewurzelte Gewohnheiten zu bekämpfen, niederdrücken. Ich würde vergessen, daß ich selbst, daß meine vernünftige Thätigkeit, mit in den Zusammenhang der Dinge gehört — daß mein Widerstand, mein Nachgeben, mein thätiges, mein leidendes Verhalten, auch mit zum Erfolg alles dessen, was geschieht, wirkt. — So führt der praktische, der auf Gesinnungen und Handlungen angewandte Determinismus, sowohl der krasse als der subtile, allemal zu dem verderblichsten Quietismus, zu der thörichten Indolenz der schwärmerischen Mohammedaner, die sich bey Lebensgefahr leidend verhalten, und keine Vorkehrungen, sich vor Ansteckung zur Pestzeit zu verwahren, treffen. Es ist wahr, der moralische Determinist anerkennt diese Folge nicht. Er würde sie aber gewiß anerkennen, wenn er alle Folgen seines Systems überdächte, und sie auf sein Verhalten anwenden wollte.

IV.

IV.

Praktische Folgen des Libertismus, oder der Meynung von der Macht eine Handlung anzufangen.

Das Wesen dieses Begriffs von Freyheit besteht darinn, daß Freyheit das Vermögen, unabhängig von den Dingen ausser uns zu handeln, bezeichnet. Allein diese Vorstellung laßt besonders 2. Hauptbestimmungen, die einander ausschliessen, zu.

1. Entweder kann ich mich auch wider die Beweggründe bestimmen, und das wählen, was bös oder doch nicht das beste scheint. Nach dieser Meynung hätte das vernünftige Begehrungsvermögen kein nothwendiges Gesetz.

2. Oder ich kann die Beweggründe selbst finden, zum Bewußtseyn bringen, auf sie mehr und weniger achten, ohne von aussen hiezu bestimmt zu werden; ob ich wohl den Beweggründen, sofern ich mir ihrer bewußt bin und bleibe, folgen muß. Denn ich muß nach den Gesetzen des Begehrungsvermögens handeln.

Die erste Meynung hat ihre praktisch nachtheiligen Folgen, wenn man nach ihr seine Gesinnungen und Handlungen einrichtet und modifizirt. Sie kann uns in Ansehung unserer Kraft, der Vernunft zu folgen,

und der Sinnlichkeit zu widerstehen, den bessern Einsichten zu folgen, und den Vorspiegelungen der Leidenschaft das Ohr zu verschliessen, täuschen, uns mit zu grossem Selbstvertrauen erfüllen. Wenn wir uns einbilden würden, daß es bey uns stehe, auch ohne eine lebendige Ueberzeugung, daß dieß oder jenes dem Gesetz der Glückseligkeit gemäß sey, und zwar eine solche Ueberzeugung, deren wir uns bewußt werden können, recht zu handeln, daß wir nicht nöthig haben, starke Sinnengefühle durch mächtige Empfindungen des Anständigen und Schändlichen, der Selbstachtung und Selbstverachtung zu bekämpfen; so würde eine solche Vergessenheit, Unwissenheit dieses Willensgesetzes, das uns anders nicht als durch Gründe uns zum Handeln zu bestimmen, verstattet, nothwendig uns jeder Versuchung Preis geben, jeder Gefahr gegen unsere Pflicht zu handeln, bloß stellen. Und ich glaube, daß die Unwissenheit der Natur der Willenstriebe oft genug Schuld daran ist, daß wir unsern Kräften zuviel trauen, und daher uns zu schwach finden, wenn wir die schönen Grundsätze ausüben sollen, welche wir wohl wissen, uns aber nicht geläufig genug gemacht, deren Wahrheit wir nicht lebendig genug erkannt, in Beziehung auf unsere Glückseligkeit angeschaut haben. Denn Bewegungsgrund einer Handlung wird eine Wahrheit, die wir uns geläufig machen, um uns ihrer immer erinnern zu können, eine Wahrheit, die uns die

die Beziehung einer durch Vernunft gebilligten, mißbilligten Handlung auf unsere Glückseligkeit darstellt.

Doch ich halte mich hierbey nicht auf. Selten mag wohl der Libertismus eine solche nachtheilige Folge gehabt haben. Weit öfters ist wohl die Unwissenheit der Einflüsse der Sinne, der äussern Lage, der Ueberredung, des Beyspiels oder des Unterschieds der allgemeinen Ideen und der Gefühle, oder der Verschiedenheit unserer Gemüthsstimmung unter allerley Umständen, in die wir kommen können, an einem allzugrossen Vertrauen in die Kraft unserer Grundsätze, Maximen, und guten Vorsätze schuld.

Ferner würde ein Mensch, der seinen Stolz darein setzte, ohne Gründe und wider Gründe zu handeln, ein launichtes und eigensinniges Wesen seyn. Eine solche Denkart kann aber gewiß nicht anders als sehr selten seyn. Und es verlohnt sich wohl nicht der Mühe, eine solche Thorheit weitläuftig zu rügen.

Laßt uns auf das richtigere System der Willkühr kommen. Daß alle Gefühle und Gesinnungen, die aus dem Urtheil: „daß ich eine Handlung anfangen kann, daß ich ihre erste Ursache bin,„ entspringen, heilsam und der Moralität nicht nachtheilig sind, ist wohl eine unläugbare Wahrheit, die nur ein Freydenker in der Moral bezweifeln kann. O daß doch die

Behauptung nie gehört werden möchte, daß man den Stachel der Reu bey dem Schuldigen stumpf machen müsse, um ihn zu beruhigen, daß Schaam und Mißbilligung seiner Thaten zu nichts helfen! daß es grausam sey, den Lasterhaften Abscheu vor ihren Lastern zu bezeugen, und ihnen die Leiden aufzulegen, die das Beyspiel, das sie andern geben, unschädlich zu machen, und das Ansehen der Gesetze, das sie verlezt haben, herzustellen, nothwendig sind. Solche Meynungen quellen aus einer höchstübelangebrachten Philantropie, die das Ganze den Individuen, den künftigen Zustand des Individuums, dem gegenwärtigen aufopfert. Die Unabhängigkeit von dem Schicksal in unsern freyen Handlungen würde auch, wenn sie eine Illusion wäre, dennoch geglaubt werden müssen; denn der Glaube an sie erzeugt die würdigsten Begriffe von der Tugend, und durch ihn erhält die Stimme des moralischen Gefühls und Gewissens ihren vollen Nachdruck.

Erstlich erscheint die hohe Würde und der eigenthümliche Werth der Tugend in diesem System in ihrer wahren Gestalt. Hierauf hat Kant, wie mir dünkt, uns besonders aufmerksam gemacht. Die Fähigkeit, uns selbst Gesetze zu geben, die Unabhängigkeit von der Kaussalität der Sinnenwelt, ist die höchste Würde, deren ein Wesen fähig ist. Und dieses vortref=

trefliche Vermögen der Freyheit ist die Macht, allen freyen Wesen durch unser Verhalten eine Norm zu geben, nach der sie ihr Verhalten einrichten sollen, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Also ist der ächte Gebrauch der Freyheit gleichsam eine Erhebung in den Götterstand. Jeder muß diese schöne Folge des Freyheitssystems zugeben, wenn er auch sonst kein Anhänger der Kantischen Schule ist. Diese Unabhängigkeit vom Schicksal, (freylich keine unbegränzte Unabhängigkeit) befreyt oder spricht uns los von der Sclaverey der Gesetze der physischen Welt, zu welcher uns so viele Weise gern verdammen möchten. Die Freyheit ist nicht der Abstammung von einer ausgearteten Menschenrasse, von lasterhaften Eltern, die in der Zeugung bereits unsere Organisation verderbten, nicht einem fehlerhaften Uebergewicht des untern Seelenorgans über das höhere, also des animalischen Theils im Menschen über den geistigen Theil, dermassen unterworfen, daß es unmöglich wäre, aller angebohrnen Anlagen und Disposition zur Narrheit, Lasterhaftigkeit ungeachtet die Bestimmung des Menschen, wenn wir nur selbst wollen, zu erfüllen. Der Neger und Amerikaner kann, wenn er will, seiner Abstammung ungeachtet, ein edler und rechtschaffener Mensch werden. Ein Mensch mit einem bösartigen Temperament kann dessen Einflüssen widerstehen. Die Macht der Verführung ist niemals so groß, so schrecklich, die Gewalt der Leiden-

schaf-

schaften nie so stark, der Sturm der sinnlichen Regungen nie so mächtig, daß jene Selbstmacht auf immer verlohren gehen sollte, daß sie nicht über die feindlichen Anfälle aller widerwärtigen Kräfte endlich den Sieg behaupten könnte. „**Wolle nur, so kannst du!**„ So ruft jedem die unverdächtige Stimme des Gewissens, das sich von keinen Sophistereyen so leicht übertäuben läßt, zu. — Und so ist die Weltordnung — die Menschennatur gerechtfertiget! Das Christenthum schreibt daher nichts der Menschennatur unmögliches vor, wenn es uns heißt den alten Menschen ablegen — das Fleisch kreuzigen, der Welt widerstehen — In die philosophische Sprache übersetzt, heißt das wohl nichts anders, als den verderblichen Einflüssen der fehlerhaften Organisation — den Wirkungen verdorbener Säfte, geschwächter oder zu reizbarer Nerven — der Macht der sinnlichen Eindrücke — den Einflüssen des Klima, und den Wirkungen schlimmer Dispositionen aller Art, — den Verführungen der uns umgebenden Menschen, und allen den Versuchungen zum Laster, die in unserer äusserlichen Lage liegen, widerstehen. — Dieser Widerstand wird geboten — ist also möglich. —

Zweytens giebt diese Vorstellung von der Willensfreyheit dem Menschen, der an seiner Verbesserung arbeiten soll, dem Erzieher, und dem Gesetzgeber den Gesichtspunkt an, aus welchem er Verdienst, Schuld,

Be-

Belohnungen, Strafen, und alle Tugendmittel sowol als Verbesserungsmittel zu betrachten hat, wenn er auf seinen Zweck mit dem wirksamsten Erfolg arbeiten soll. Das System der Nothwendigkeit, es mag nun sich ohne Hülle zeigen, oder unter einer Larve auftreten, verrükt ihm diesen Gesichtspunkt um so mehr, je stärker ihm alle Folgen desselben einleuchten. Der Mensch soll sich entschliessen, seine bösen Gewohnheiten abzulegen, seine übeln Fertigkeiten zu bekämpfen, ein anderer Mensch zu werden, als er bisher gewesen ist. Wenn er mit dem spitzfindigen Schulz denkt, daß das Schicksal ihn gerade zu dem Individuum gemacht hat, das er ist; wenn er denkt, daß es schon beschlossen ist, wer und was er werden soll, welchen treflichen Eifer wird ihm dieß schöne System einflößen, an seiner Verbesserung zu arbeiten, zumalen, wenn er wohl gar so unverschämt ist, zu wähnen, er sey so gut als er vorjezt seyn könne? Allein wenn er denkt: Du kannst jezt gleich, gerade jezt dich ändern. Bey dir steht es, von heut an den Anfang zu machen, allen Lastern den Abschied zu geben. Längst konntest du, aber du wolltest nicht. Hättest dir früher diesen Entschluß gefaßt, weniger Schwierigkeiten hättest du vorgefunden. Leichter wäre dir diese heilsame Arbeit geworden! Doch noch immer ists Zeit! Einmal muß doch der Anfang gemacht werden! Ich sage, wenn er so denkt, wird er nicht nunmehr

mehr denjenigen Eifer, seine Heiligung zu befördern, anwenden, den er soll.

Der Erzieher wird auch bey seiner Arbeit durch jenen Fatalismus gewiß nicht wenig irre geleitet werden. Er soll Selbstachtung bey und nach guten Handlungen, Schaam und Reu nach bösen in den jugendlichen Herzen erwecken. Wie schwer wird ihm das werden, wie lau wird er sich dabey benehmen, wenn er diese Gefühle für Täuschungen hält? Er soll dem Zögling denjenigen lebhaften Grad von Schätzung einer guten Handlung und des Verdiensts ihres Urhebers, der mit dem Gedanken, daß er ihr Anfang, ihre erste Ursache sey, verknüpft ist, bezeugen, und auch da einflößen, wo jener selbst gut handelt, oder einen andern gut handeln sieht. Er soll ihm, wenn er schlecht handelt, jenen lebhaften Unwillen, ist er sehr strafbar, jenen Abscheu bezeugen, ja dahin arbeiten, daß er für sich selbst jenen Abscheu fühle, der dem Wesen, welches Anfang einer bösen Handlung ist, deren Folgen sich sehr weit erstrecken können, gebührt. Kann er wohl das? wird er auf diese Weise seiner Pflicht Genüge thun können, wenn die Ueberredung, daß die Würdigkeit des Urhebers guter Thaten, die Unwürdigkeit des Urhebers böser Thaten, entweder gar nichts weiter ist, als Glük, oder Unglük, oder daß sie doch weit grösser scheint, als sie ist, sich seines Verstands be-

mäch-

mächtiget hat? Wird nicht dieser Gedanke ihn für das Gute und Böse, das er sieht, gleichgültiger machen, und wird er wohl Gefühle, die er selbst nicht besizt, einflößen können?

Der Gesezgeber kann, (ich weiß das sehr wohl,) Belohnungen ertheilen, mag er auch von Freyheit denken, wie er will. Er kann sie allenfalls als Gewichte betrachten, welche die moralische Maschine im Gang erhalten müssen. Auch kann er Strafen diktiren als Heilmittel für den Strafwürdigen, und als Zwangsmittel, die es ihm physisch unmöglich machen, seine Verbrechen zu wiederholen, oder immer schlimmer zu werden. Aber auch abschrecken soll er! an Strafbaren Beyspiele zur Warnung darstellen soll er, doch so, daß er, wo möglich, den Strafbaren zugleich besseret, wenn er der Besserung anders noch fähig ist. —

Aber dieser Endzwek der Strafen ist gewiß nicht verwerflich, dem Gesetzgeber untersagt! Es ist eine übel angebrachte, verkehrte Gelindigkeit, eine eingebildete Menschenfreundlichkeit, wenn einige behaupten, es sey ungerecht, des warnenden Beyspiels wegen zu strafen! Freylich, wenn es wahr wäre, daß dieser Zweck nicht erreicht würde, so — fiele er weg. Aber ungerecht kann er nicht seyn. Und ist es von heilsamem Erfolg für das Ganze, wenn der Uebertreter der Gesetze des

war-

warnenden Beyspiels wegen gestraft wird, wie dieses denn auch wohl troz allen Sophistereyen, die Erfahrung genugsam lehrt, so ist hier ein neuer Beweis, daß das Freyheitssystem den richtigen Gesichtspunkt angiebt, aus welchem der Gesezgeber die Absichten der Strafgesetze anzusehen hat.

Wenn der Mensch Anfänger, erste Ursache der bösen Folgen ist, die aus seiner Handlung fliessen, wenn er die Schuld nicht etwa auf das Schiksal schieben, nicht den Zusammenhang der Weltveränderungen wegen seiner Vergehungen anklagen kann, so kann man mit Recht behaupten, daß er schuldig sey, die bösen Folgen seiner Handlungen, so fern sie von ihm abhiengen, vorausgesehen werden konnten, aufzuheben, und so viel in seinem Vermögen ist, allen daraus entstehenden Schaden zu vergüten. Wer die Handlung zu unterlassen pflichtig ist, ist auch verbunden, sie, so viel an ihm ist, ungeschehen zu machen. Ist es aber seine Pflicht, alles zu thun, wodurch sie aufgehoben werden, so folgt hieraus, daß er auch alle solche Folgen zu übernehmen und zu tragen verbunden ist, so fern durch dieß Mittel das Böse, das aus seinen Handlungen fließt, von dem Ganzen abgewandt wird. Denn wer zum Endzwek verbunden ist, der ist auch zu den Mitteln verbunden, wodurch derselbe kann erreicht werden. Kann er also sein gethanes Unrecht vergüten, indem

er den Schaden, den er angerichtet hat, über sich nimmt, so ist er auch hiezu nothwendig verbunden. Wer seines Nachbars Haus anstecken würde, wäre ja verbunden, denselben mit Aufopferung seines eigenen Lebens zu retten; wer eines andern Ehre antastet, der muß sie durch Widerruf retten, auch wenn er dadurch auf sich selbst Schmach und Haß laden sollte.

Hieraus folgt, daß der Uebertretter des Gesetzes verbunden ist, den Schaden auf sich zu nehmen, der mit Aufhebung der bösen Folgen seiner That verknüpft ist. Das Aergerniß oder böse Beyspiel, das er andern gab, gehört doch wohl zu diesen bösen Folgen einer gesezwidrigen Handlung. Denn durch sie wird das Ansehen des Gesetzes verlezt, durch sie die Kraft desselben geschwächt. Denn jedes Beyspiel einer Uebertrettung des Gesetzes, die mit scheinbaren Vortheilen für den Urheber verknüpft ist, kann zur Nachahmung reizen. Da also dieß Aergerniß durch Erduldung einer Strafe, die von der Nachahmung abschrekt, gehoben wird, so ist auch der Uebertretter diese Strafe zu dulden verbunden. Es ist gerecht, daß er und nicht ein anderer das Böse empfinde, das mit Herstellung des verlezten Ansehens des Gesetzes verknüpft ist. Da dieß Ansehen anders nicht hergestellt werden kann, als durch Zufügung irgend eines empfindlichen physischen Uebels, durch welches der Hang zum Ungehorsam gegen das

Ge-

Gesez erstikt wird, so muß billig derjenige dieses Uebel empfinden, welcher gegen das Gesez gefehlt hat. Ich setze hier freylich als erwiesen voraus, daß öffentliche Uebertrettungen der Gesetze, wenn sie keine unangenehme Folgen für den Urheber hätten, den Ungehorsam gegen die Gesetze aufmuntern würden, und daß dieses durch Strafen verhütet werde. Und bis jemand das Gegentheil beweist, glaube ich nicht nöthig zu haben, diesen Saz mit Gründen zu unterstützen. Meines Wissens hat man wohl bisher allerley Gründe selbst aus der Erfahrung wider die Wirksamkeit der Todesstrafen angeführt. Allein die Wirksamkeit aller und jeder positiver Strafen, von was Art sie auch seyen, gesezwidrige Handlungen zu verhüten, hat noch niemand mit Gründen, die Prüfung verdienten, bestritten.

Ueber eine Erklärung von 2 Theſſ. 2, 1—12, in Henke's Magazin.

In dem Henkeschen Magazin für Religions-Philosophie, Exegese und Kirchengeschichte, Bd. 6. St. 1. S. 171. ff. kommt ein exegetischer Versuch über 2 Theſſ. 2, 1—12. vor, aus dem viel exegetischer Scharfsinn seines Verfassers, Herrn Predigers Tychsen zu Saalent in Holstein, hervorleuchtet. Er hat diese dunkle Stelle in einen neuen Gesichtspunkt gestellt, der aller Auf-

merksamkeit würdig scheint. Da ich voraussetze, daß gewiß die meisten Leser der Beiträge den gemeldten Aufsaz in dem Magazin selbst werden gelesen haben; so will ich hier nur die Hauptpunkte dieser neuen Erklärung berühren, und dann einige Anmerkungen beifügen, welche mir noch scheinen, derselben im Wege zu stehen, und die ich noch gelößt wünschte. Es sind hauptsächlich einige Härten, die in der Erklärung vorkommen; und wenn diese noch weggewischt würden, so bliebe bei derselben nichts mehr zu wünschen übrig.

Der Verfasser nimmt an, die Thessalonicher hätten sich schriftlich an den Paulus gewendet, um ihn um seine Gedanken über die Zukunft Christi, die ihnen einige Verführer als nahe und schreckenvoll beschrieben, zu bitten. Der Apostel, um sie zu beruhigen, ziehe etliche Stellen aus ihrem Briefe aus, die von der Sache handeln, und rücke sie seinem Schreiben ein, zugleich mit Beifügung widerlegender oder berichtigender Antworten. Nach dieser Hypothese findet sich das erste solche Einschiebsel v. 3. 4. von εαν μη ελθη ἡ αποστασια πρωτον bis αποδεικνυντα ἑαυτον, ὁτι εςι Θεος. Die Antwort des Apostels wäre v. 5. 6. Wiederum eine Stelle aus dem Briefe der Thessalonicher v. 7. nemlich nur die Worte: το γαρ μυςηριον ηδη ενεργειται της ανομιας; die Antwort darauf in dem gleichen Verse in den Worten: μονον ὁ κατεχων αρτι ἑως εκ μεσα γενηται. Das

Thes=

Thessalonische Sendschreiben fährt fort v. 8. in den Worten: και τοτε αποκαλυφθησεται ὁ ανομος: Pauli Antwort enthält das in gleichem Verse folgende ὃν ὁ Κυριος bis zum Ende des Verses. Endlich noch eine Stelle aus dem Briefe der Thessalonischen Gemeinde v. 9. 10. von den Worten an: ὃυ εςιν ἡ παρεσια bis και εν πασῃ απατῃ της αδικιας: Die Anmerkung des Apostels dazu v. 10. 11. 12. von den Worten an εν τοις απολλυμενοις bis αλλ᾽ ευδοκησαντες εν τῃ αδικιᾳ.

Freylich muß man gleich beim Ueberlesen und abermaligen Ueberlesen der ganzen Paulinischen Stelle gestehen, daß eine solche Zerstückelung derselben mehr künstlich und scharfsinnig scheint, als sich durch Evidenz empfiehlt. Man glaubt eher den Apostel in Einem fort reden zu hören, als auf die Art Rede und Gegenrede zu lesen. Ueberdieß scheint ein solches zerstückeltes Einschieben von Stellen aus anderer Schriften eben nicht sehr im Geschmacke der Alten zu seyn; und der Apostel selbst hat sonst Einwürfe und gegenseitige Meinungen, wo er etwa dergleichen in seinen Briefen anführt, gewöhnlich sorgfältiger von seinen eigenen Meinungen und Lehren unterschieden, z. B. Röm. 6. — Doch da ja jede bisher versuchte Erklärung noch nicht ganz befriedigt, und wohl schwerlich je eine ganz befriedigen wird, so möchte man allenfalls schon über dieses bei diesem neuen Versuche hinwegsehen. Es ist nur Schade, daß, als der Apostel schrieb,

schrieb, die Gänsetrittchen und Gedankenstriche noch nicht in Uebung waren: damit hätte sich der Apostel verständlicher machen, und die Abtheilungen deutlicher bezeichnen können.

Ich will nun über einige Stellen noch besonders das eine und andere bemerken.

Daß im 2ten Verse λογος durch **Rechnung**, worunter Zeitberechnungen hier zu verstehen seyen, gegeben werden könne, hat der Verfasser zwar nicht zuerst behauptet; da es aber schon für sehr hart befunden wurde, dem Wort λογος, wenn nichts dabeisteht, diese Bedeutung zu geben, so will sie der Verfasser durch Röm, 9, 28. beweisen. Aber auch da ist es zweifelhaft, ob λογος in dieser Stelle **Rechnung** bedeute? es kann auch nur dem hebräischen דבר, eine Sache, etwas, entsprechen. Und also kann die Stelle aus dem Briefe an die Römer für unsere Stelle nichts beweisen. Sollte nicht λογος hier entweder mit Koppe für **mündlichen Unterricht**, im Gegensaz gegen επιστολη, (vglch. v. 15. unsers Kap.) zu nehmen seyn, **Raisonnement** ohne vorgegebene Inspiration (welche leztere durch πνευμα ausgedrükt wird) heissen können? Doch dieß thut zur Hauptsache nichts, man mags übersezen, wie man will.

Wichtiger ist das Ende des v. 2, verglichen mit v. 3.

v. 3. Aus dem Ende des zweiten Verses scheint zu erhellen, daß die Verführer das hauptsächlich behauptet haben, daß der Tag des HErrn nahe sey, wie der Verfasser selbst in seiner Hypothese annimmt. Nach derselben hätten sie ja eben durch ihre Versicherung, daß die Zukunft Christi nahe und schreckenvoll sey, die Thessalonicher in Verwirrung gesezt. Nun erwartet man ganz natürlich, daß der Apostel beide Punkte, nicht blos den einen, widerlegen, und den Thessalonichern ihre Besorgniß sowohl in Absicht auf die Nähe als in Absicht auf die Schreklichkeit dieses Auftrittes zu benehmen suchen werde. Und weil er von der besorgten Nähe desselben zuerst in diesem 2ten Verse redt, so erwartet man auch, er werde auf diese in seiner Widerlegung auch zuerst Rüksicht nehmen. Damit scheint auch der 3te Vers nach der gewöhnlichen Erklärung, wodurch er, wie alles übrige, dem Apostel in den Mund gelegt wird, übereinzustimmen. Da wäre der Gedanke des Apostels: „Ihr guten Thessalonicher, lasset euch nicht irre machen: es ist noch nicht an dem, daß der Tag des HErrn kommt; es muß noch was Grosses vorangehen, es steht noch vorher eine grosse Revolution bevor." — Gezwungener hingegen scheint des Verfassers Meinung, der das ὅτι v. 3. zur Uebergangs-Particel macht, worauf die erste Stelle aus dem Briefe der Thessalonicher folge. Er übersezt: Lasset euch von niemand auf irgend eine

Wei-

Weise täuschen. Freylich schreibt ihr mir: Dieser Tag kann nicht eher kommen, als wenn der grosse Abfall erfolgt seyn wird, rc." Dieß hängt mit dem Ende des zweiten Verses nicht recht zusammen: denn eben dadurch, daß die Irrlehrer einen solchen Abfall vorher verkündigten, und nach dieser Stelle behaupteten, erst nach demselben könne die Ankunft Christi erfolgen, — eben dadurch schoben sie ja selbst die Ankunft Christi weiter hinaus, und redten also gewissermassen gegen sich selbst. Der Apostel sagt auch auf die Art gar nichts zur Widerlegung des einen von Herrn Tychsen selbst angegebenen Hauptpunkts der Irrlehre der Verführer, zur Widerlegung der Erwartung einer nahen Ankunft Christi, wie doch die zwei ersten Verse eine solche Widerlegung vorzüglich und zu allervorderst zu erheischen scheinen. Das ὡς ὅτι ενεστηκεν ἡ ἡμερα τȣ Χριςȣ scheint also ganz unnüz da zu stehen, da sich der Apostel darauf weiter gar nicht einläßt, sondern gleich zu etwas anderm übergeht. Es ist hart und unnatürlich, daß diese Hauptsache so kurz, und gleichsam mit gar Nichts abgefertiget, und gerade mit den Worten: εαν μη πρωτον, wodurch ein Aufschub angezeigt, und also eine Widerlegung jener irrigen Meinung so schiklich eingeleitet würde, ein neuer Wahn der Irrlehrer, die doch die schnelle Ankunft Christi behaupteten, herbeigeführt werden sollte. Bei dem ersten Hauptpunkt der Irrlehre, der von dem Apostel selbst am Ende des 2ten Verses so deut-

deutlich angegeben wird, nemlich bei der Nähe der Zukunft Christi, verweilte er sich gar nicht, hingegen bei dem andern, nemlich bei der Schreklichkeit derselben oder dessen, was derselben vorangehen sollte, verweilte er sich so lange, nemlich vom 3ten bis zum 12ten Verse, das heißt, fast in der ganzen, von dieser Materie handelnden Stelle. Zwar wird in der Folge, wo dieser zweite Hauptpunkt von dem Apostel verhandelt wird, dadurch, daß er von einem συνεχον des Abfalls redt, auch die Zukunft Christi, vor welcher der Abfall vorhergehen soll, zugleich mit demselben weiter hinausgeschoben. Dadurch wird aber der Wahn, als wenn die Zukunft Christi nahe bevorstehe, nicht so unmittelbar widerlegt, als wenn diese Widerlegung gleich auf das ὅτι ενεϛηκεν ἡ ἡμερα τȣ Χριϛȣ v. 2, wo sie so natürlich hingehörte, gefolget wäre.

Im 5ten Verse, als von welchem an der Apostel wieder redet, und dem Abfall, wie er nach v. 3. 4. von den Irrlehrern angekündiget wurde, widerspricht, liesse sich das gar wohl hören, daß Herr Tychsen das ȣ μνημονευετε nicht fragweise nimmt, wie es auch Joh. 13, 18. nicht fragweise genommen wird, und so übersezt: „Ihr erinnert euch ja nicht, daß ich euch so et-„was (nemlich von einem bevorstehenden Abfalle) ge-„sagt habe, als ich bei euch war: — von mir habt „ihr doch so etwas nie gehört. —" Nur dürfte ei-

einem doch der Zweifel gegen diese Erklärung beifallen, wie der Apostel, wenn er über die Materie von dem Abfall sich nie mit den Thessalonichern unterredt hatte, doch im folgenden Verse sich darauf berufen könne, sie wüßten, was diesen Abfall noch hinterhalte. Woher sollten sie dieses wissen? woher wollten sie so leicht erklären, wohin der Apostel mit seinem blossen Winke, der im κατεχον steckt, ziele, wenn er dessen nie gegen sie in seinen mündlichen Unterredungen erwähnt hatte? — Auch gegen das wäre wohl, ausser der beim vorigen Verse angeführten Schwierigkeit, nichts einzuwenden, daß Herr Tychsen v. 6. unter dem κατεχον den Apostel und seine Lehre versteht, so daß der Apostel den Thessalonichern einen verdekten Vorwurf mache, daß sie der Kraft der Lehre Jesu nicht soviel zutrauten, daß sie den Abfall verhindern könne. Schwieriger ist es dann aber mit dem Zusaze εις το αποκαλυφθηναι αυτον εν τῳ ἑαυτε καιρῳ, welchen der Verfasser jener Abhandlung so giebt, „so daß er doch nur immer erst zu seiner Zeit — izt noch nicht — erscheinen kann.“ Der Apostel — sagt er — wolle die Möglichkeit eines solchen Abfalls nicht geradezu verneinen, damit die Thessalonicher in Absicht auf die Religion immer wachsam blieben, nur ihnen ihre Aengstlichkeit benehmen, daß sie ihn noch nicht so bald erwarteten: es sey noch ein κατεχον da, das kräftig sey.

— Da

— Da das nemliche κατεχον aber, nemlich die Lehre des Apostels, noch fortwirkt, und immer fortwirken wird, so würde der Abfall nie zu erwarten seyn. Und doch widerspricht der Apostel demselben nicht nur nicht, nicht nur verneint er seine Möglichkeit nicht, sondern das εις το αποκαλυφθηναι αυτον εν τῳ ἑαυτȢ καιρῳ macht ihn wahrscheinlich. Denn das εις korrespondirt dem hebräischen ל, und dieß bedeutet einen Zwek oder eine Folge: „ihr wißt, — müßte man es also geben — daß izt noch ein Hinderniß da ist, damit" oder„ so daß er erst zu seiner Zeit erscheine." Es scheint doch eine Künstelei zu seyn, wenn man nicht annehmen will, daß dieser Ausdruk nicht bloß die Möglichkeit, (und diese allein findet Herr Tychsen) sondern selbst die künftige **Wirklichkeit** des Abfalls in sich begriefe. Wollte aber der Apostel nicht blos die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit des Abfalls, oder daß er in der Zukunft wirklich zu erwarten sey, andeuten, so wäre dieses dann doch seinem Zwecke, so wie ihn der Verfasser des bemeldten Aufsatzes angiebt, zuwider, und es würde die Thessalonicher nicht genug beruhiget haben, die also doch einmal den von den Verführern gedrohten Abfall hätten fürchten müssen.

Das γαρ v. 7. — nimmt Herr Tychsen an, — weise wieder auf die Fortsetzung des Auszugs aus dem Briefe der Thessalonicher: welches wohl angeht. Er übersezt

sezt daher: „diese Bosheit — sagt ihr ferner — regt sich schon heimlich.“ — Auch das ist nicht zu hart, daß das μονον ὁ κατεχων αρτι ἑως εκ μεσε γενηται in dem gleichen Verse wieder eine Anmerkung des Apostels sey, wodurch er anzeigen wolle, es fehle noch viel, daß die Bosheit recht wirken könne: er mit seiner Lehre müßte zuerst aus dem Wege geschaft seyn.

Aber schon härter ist dann, daß das και τοτε αποκαλυφθησεται ὁ ανομος im 8ten v. wieder aus dem Briefe solle eingerükt, und das ὃν ὁ Κυριος αναλωσει τῳ Πνευματι τε ςοματος ἀυτε, και καταργησει τῃ επιφανειᾳ της παρεσιας ἀυτε im nemlichen Verse gleich wieder ein berichtigender Zusaz des Apostels seyn. Es scheint alles zu sehr zusammen zu hangen, als daß es ohne eine ausdrükliche Anzeige des Apostels könnte zerrissen werden. — Das τοτε soll nach dem Verfasser so viel seyn, als „dann“ wenn nemlich die Bosheit so fortgeht: das müßte man sich hinzudenken, als etwa aus dem Zusammenhange des Briefes ausgelassen. Allein weniger hart ists doch allemal, das τοτε mit dem nächstvorhergehenden zu verbinden, so daß es hiesse: „dann“ — wenn nemlich der κατεχων einmal weg ist — dann wird sich der Gottlose ganz zeigen.“ — Ferner, wenn mans auch nicht zu hart fände, von dem ὃν ὁ Κυριος an wieder den Apostel reden zu lassen, der hier den Thessalonichern abermal einen verdekten Vorwurf mache,

che, daß sie der Kraft ihres Herrn nicht genug zutrauten, daß er seinen Gegnern hinlänglich wehren könne, so ist doch der Trost, den der Apostel den Thessalonichern giebt, eben nicht so sehr groß, indem er darauf hindeutet, daß Jesus jene erst bei seiner Ankunft (τῃ επιφανειᾳ της παρουσιας ἀυτου) vertilgen werde. Denn die Thessalonicher waren ja, nach Herr Tychsen, eben ängstlich darüber, daß ein solches Verderben bevorstehe, und dann so bald darauf die παρουσια Χριστου folgen solle. Es ist ihnen also nicht viel damit gedient, wenn erst diese παρουσια selbst dem Verderben ein Ende machen soll. Das wars ja eben, was sie besorgten; die ανομια werde steigen, bis die παρουσια da sey, — gemäß den vorhergehenden aus dem Briefe der Thessalonicher ausgezogenen Aeusserungen derselben. — Wollte man etwa, um hier zu helfen, die παρουσια Χριστου anders verstehen, wollte man sagen, jedes Strafgericht, das Christus gegen seine Widersacher aussende, um ihr rebellisches Unternehmen zunichte zu machen, könne seine παρουσια heissen, wie er z. B. auch unsichtbar gekommen sey, um die unglaubigen und ihn verwerfenden Juden durch die Zerstörung Jerusalems und des prächtigen Tempels darinn zu strafen; wollte man also sagen: der Apostel wolle den Thessalonichern Hofnung machen, daß irgend ein schweres Strafgericht, das Christus über seine Verräther senden, womit er gleichsam gegen sie ausziehen, und

ihnen seine furchtbare Macht nahe genug zeigen werde, der κυριος bald ein Ende machen werde, so steht der erste Vers unsers Kapitels dieser Aushilfe im Wege. Denn derselbe führt uns unstreitig darauf, daß, wenn in dieser ganzen Stelle von einer παρεσια Χριςτ die Rede sey, seine lezte, auf welche das allgemeine Weltgericht folgen würde, verstanden werden müsse. Möchte also in andern Stellen die παρεσια Χριςτ von irgend einer andern Zukunft desselben zu irgend einem andern Strafgerichte verstanden werden können, so kann sie doch hier von keiner andern, als von derjenigen zu verstehen seyn, die der Apostel und die Thessalonicher in dieser ganzen Stelle immer im Auge haben. — Gesezt aber auch, es wäre möglich, die παρεσια Χριςτ hier von einer — der lezten noch vorhergehenden Zukunft Christi zu verstehen, so wäre doch dieser 8te Vers, anstatt daß er die Hypothese des Herrn Tychsen unterstützen sollte, derselben in so fern zuwider, weil der Apostel auch hier wieder in den Worten, die ihm Herr Tychsen nach seiner Abtheilung des Verses in den Mund legt, den Verführern der Thessalonicher zugäbe: es dürfe wohl ein solcher Abfall besorgt werden, nur daß er weniger furchtbar seyn werde, als sich die Thessalonicher in ihrer Aengstlichkeit ihn vorstellten, weil der ankommende Richter ihm bald auf diese oder jene Weise werde ein Ende zu machen wissen. Und dieses Bevorstehen eines solchen von einem höchst profanen

Men=

Menschen anzurichtenden Verderbens ist ja ganz der Hypothese des Herrn Tychsen zuwider, der blos einräumt, daß ihn der Apostel nicht geradezu für unmöglich erkläre, da durch die Zugestehung der **Wirklichkeit** desselben die Besorgnisse der Thessalonicher nicht genug gehoben worden wären.

Vielleicht dürfte Herr Tychsen aber hier sich damit helfen wollen, daß er sagte, die futura ἀναλωσει und καταργησει, die der Apostel brauche, seyen hier nicht als eigentliche futura, die geradezu etwas Zukünftiges, das unfehlbar eintreffen werde, anzeigten, zu verstehen, sondern sie müßten, anstatt durch **werden**, durch **können** ausgedrükt werden, oder sie wären nur bedingnißweise zu verstehen. So wäre also der Verstand des 8ten Verses dieser: Wenn, wie die Irrlehrer sagen, der Profane in seiner ganzen verderblichen Gewalt und Grösse sich zeigen werde, dann werde ihn auch der Herr durch seinen zernichtenden Hauch bei seiner majestätischen Zukunft wohl zu Grunde richten können. — Allein ich überlasse es hier dem Geschmak eines jeden Lehrers, ob er es nicht hart finden müßte, das erste futurum des achten Verses ἀποκαλυφθησεται von einer wirklichen Ankündigung einer zukünftigen Begebenheit, und die beiden andern futura des so ganz in einem Ton fortlaufenden Verses ἀναλωσει und καταργησει von einer blossen **Möglichkeit** zu erklären? oder ob Paulus,

lus, wenn er diese futura nur bedingnißweise hätte wollen verstanden haben, seine Verbesserung der Behauptung der Irrlehrer nur durch das relativum ὀν ihrem Saz hätte anfügen dörfen? ob er nicht vielmehr durch den Zusaz „in diesem Fall" oder etwas Aehnliches hätte deutlicher machen sollen, und es auch deutlicher würde gemacht haben, daß er auch auf den Fall, wenn ein solcher ανομος sich zeigen sollte, es seinem Herrn zutraue, daß er seine Unternehmungen wohl werde zu vereiteln wissen? Natürlicher und leichter scheint es einmal zu seyn, alle diese 3. futura in dem gleichen Verse auch gleich zu verstehen, und wenn man auch mit Herr Tychsen den Vers in 2. Theile theilen, und den einen den Irrlehrern, den andern dem Apostel in den Mund legen wollte, so zu erklären: Sie, die Irrlehrer fahren fort; „alsdann wird der Gottlose sich ganz zeigen:" aber ich versichere euch, der Herr wird ihn auch vertilgen ꝛc. — Damit wäre denn meine, bei Anlaß des Ausdruks εις το αποκαλυφθηναι αυτον εν τῳ ἑαυτȣ καιρῳ v. 6. gemachte Anmerkung, daß der Apostel das wirkliche, nicht bloß mögliche, Bevorstehen eines Abfalls andeute, bestätiget.

Am meisten scheint der 9te Vers die im Henkeschen Magazin vorgetragene Meinung zu begünstigen. Denn da die dort erwähnte παρȣσια nicht die nächst vorher vorkommende παρȣσια τȣ Κυριȣ ist, sondern die παρȣσια

des

des ανομι, auf welches entferntere Hauptwort das ὃν zurükweißt; so scheint es ziemlich natürlich zu seyn, anzunehmen, daß der 9te Vers eine Fortsetzung des bei ανομος im vorigen Verse abgebrochenen Auszuges aus dem Briefe der Thessalonicher sey, und also hiemit die Behauptungen ihrer Irrlehrer noch weiter angeführt würden. — Doch wenn man auch keine solche Zerstückelung annehmen will, wie Herrn Tychsens Hypothese mit sich bringt, so sieht man doch leicht ein, daß das ὃν nicht auf das nähere Κυριος gehe, und es ist nicht minder fliessend, dasselbe auf das nemliche Hauptwort zu beziehen, auf welches auch das ὃν des vorigen Verses hindeutet, als es Röm. 9, 5. fliessend genug ist, das ὧν bei οἱ πατερες auf das gleiche Hauptwort Ισραηλιται zu beziehen, worauf das ὧν im vierten Verse sich auch schon bezogen hatte, und nicht auf das nähere επαγγελιαι, und so das folgende ἐξ ὧν v. 5. immer noch auf die Israeliten gehen zu lassen, und nicht auf das nähere πατερες. — Die Schwierigkeit ist also bei der gewöhnlichen Erklärung leicht zu heben.

Im 10ten Verse endlich, wo mit den Worten της αδικιας der Auszug aus dem Briefe der Thessalonicher abgebrochen, und mit den Worten εν τοις απολλυμενοις die Antwort des Apostels fortgesezt wird, wäre ein Gedankenstrich am nöthigsten: ohne denselben, oder, — bei der alten Manier, alles an einander zu schrei-

 ben,

ben, — ohne eine Uebergangs-Partickel, z. B. δηλονοτι, oder so was, war es kaum möglich, daß die Thessalonicher den Paulus verstehen, daß sie merken konnten, es seye dieses ein Zusaz von ihm, wodurch er sie noch durch den Gedanken beruhigen wollte; nur die, welche sich verführen liessen, indem sie der Wahrheit schon untreu geworden seyen, würden, falls ein solcher Abfall einrisse, der Gefahr, mit hineingezogen zu werden, ausgesezt seyn. — Und auch dieser Punkt der Beruhigung wäre für die Thessalonicher nicht so gar tröstlich gewesen, weil sie immerhin noch besorgen konnten, die Versuchung möchte so groß werden, daß auch sie unter die απολλυμενοις noch gerathen könnten.

In Rüksicht auf diese Schwierigkeiten und Härten, wenn sie nicht noch gehoben und verwischt werden könnten, befriedigt freilich auch diese Tychsensche Erklärung der dunkeln Stelle nicht ganz. Freilich würde man die Härte weniger fühlen, wenn man nicht bis dahin gewohnt gewesen wäre, die Stelle an Einem fort zu lesen: sie werden sich daher vielleicht zum Theil von selbst verlieren, wenn man sie zerstükt zu lesen gewohnt ist. Den Thessalonichern mußte diese Zerstückelung in so fern weniger anstößig seyn, als uns, für sie mußte sie in so fern mehr Evidenz haben, als für uns, da sie sich etwa aus ihrem Briefe, den sie — nach der Hypothese — an den Apostel geschrieben hatten, noch

an die Worte desselben erinnern konnten, oder da sie noch eine Abschrift davon bei Handen hatten, woraus sie sehen konnten, welches ihre, und welches des Apostels Worte seyen, da sie überhaupt, weil sie die Behauptungen ihrer Irrlehrer genauer kannten, als wir, ihre Sätze und des Apostels Berichtigungen und Widerlegungen derselben auch leichter zu unterscheiden wußten. Bei allem dem hätte man aber doch, wenn schon der Apostel bei Abfassung des Briefs nicht an spätere Leser denken konnte, die diese Sätze und Gegensätze nicht leicht ohne nähere Angabe würden aus einander finden können, auch selbst für die Thessalonicher einen deutlichern Fingerzeig erwarten sollen, der sie darauf aufmerksam machte, daß diese Stelle, die sonst so sehr, als irgend eine Stelle des Briefes (ja der Paulinischen Schriften überhaupt) eine in einem Fluß fortlaufende Rede zu seyn scheint, ein solches eng verflochtenes Gewebe in einander geschobener Sätze und Gegensätze sey. — Nichts destoweniger bleibt diese Tychsensche Erklärung immer eine Hypothese, diese dunkle Stelle aufzuhellen, die neben andern bestehen kann, und die im Ganzen weniger Schwierigkeiten gegen sich haben dürfte, als manche andere.

Nur ist noch die Frage, ob der Zweck, den der Erfinder derselben dabei haben mochte, dadurch auch erreicht werden dürfte?

Wäre sein Zwek etwa der gewesen, zu zeigen, daß der Apostel sich die Zukunft Christi nicht so nahe gedacht habe, wie man etwa aus seinem frühern Briefe an die Thessalonicher K. 2, 15—17. schliessen möchte, daß er sich also in dieser Erwartung, die durch den Erfolg als richtig dargestellt worden wäre, nicht getäuscht habe, — also gewissermaassen die Ehre des Apostels zu retten; so wäre diese neue Hypothese zu diesem Zwecke nicht nöthig gewesen, da er durch die gewöhnliche Erklärung, die einen zusammenhängenden Vortrag des Apostels annimmt, wenigstens eben so gut erreicht würde. Denn nach der einen wie nach der andern Erklärung wäre ein ονυχον da, welches den Abfall, nach welchem erst jene Zukunft Christi erfolgen sollte, zurükhielte. Ja nach der Hypothese des Herrn Tychsen, wenn sie ganz angenommen würde, wäre es nicht Paulus, sondern die Irrlehrer, welche den Abfall, der vor der Zukunft Christi voran gehen würde, behaupteten. Paulus liesse ihn nur als etwas nicht Unmögliches gelten, und zeigte nur, daß, im Fall, daß auch ein solcher zu erwarten wäre, er doch damals noch nicht eintretten konnte. Läßt ers also — nach der Hypothese — wegen dem Abfall selbst, unentschieden, ob ein solcher bevorstehe oder nicht, so entschied er auch nichts über die Zeit des Abfalls, und also auch nichts über die Zeit der Ankunft Christi. Durch die Hy-

Hypothese Herrn Tychsens würde also dieselbe weder als nahe, noch als fern dargestellt, da sie hingegen durch die gewöhnliche Erklärung wenigstens um etwas hinausgeschoben wird, da die Thessalonicher nach derselben vorher bestimmt den grossen Abfall zu erwarten hatten, welcher aber noch einige Zeit ausbleiben würde.

Hat aber der Verfasser jener Abhandlung, auf die sich die gegenwärtige bezieht, zum Zwecke, zu zeigen, daß aus unserer Stelle nicht nothwendig folge, daß ein so schröklicher Abfall, wie darinn beschrieben wird, irgend einmal kommen müsse; so wäre damit der dunkeln Stelle freilich gewissermaassen geholfen. Denn eben darinn liegt ja die Hauptschwierigkeit derselben, daß aus der Geschichte so schwer zu zeigen ist, wer der ανομος sey, der von dem Apostel mit so schwarzen Farben geschildert wird, wenn er schon wirklich soll da gewesen, und die Paulinische Vorherverkündigung in Erfüllung gegangen seyn, daß man eben so wenig für gewiß ausmachen kann, wer unter dem κατεχων müsse gedacht werden, und daß also der eine Ausleger auf diesen, der andere auf einen andern ανομον und κατεχοντα räth; — daß man hingegen auf der andern Seite, wenn die Geschichte uns die Erfüllung der Paulinischen Vorhersagung nicht klar zeigt, auch nicht gern eine noch nicht geschehene, sondern erst noch in der Zukunft zu erwartende furchtbare Begebenheit in der Stel-

Stelle findet. Durch Herrn Tychsens Erklärung wiche man dieser Hauptschwierigkeit aus, — wenn nur nicht die Worte des Apostels selbst uns den Abfall nicht blos als möglich, oder nicht unmöglich, sondern als wirklich bevorstehend zu denken nöthigten, wie es mir einmal nach meinen Bemerkungen, die ich bei der Prüfung der Tychsenschen Erklärung gemacht, und die ich oben mitgetheilt habe, wahrscheinlich vorkommt. Liegt aber die Ankündigung eines wirklich zu erfolgenden Abfalls in allweg in dieser Stelle, so bleibt die eben angeführte Hauptschwierigkeit, und es wäre also in dieser Hinsicht durch HErr Tychsens Hypothese nichts gewonnen.

Gesezt aber auch, es könnte durch diese Hypothese, wenn sie in allen Theilen gültig befunden würde, die **Gewißheit** eines erst nach den Zeiten des Apostels einzutretenden überaus grossen Sittenverderbens erschüttert, es könnte sattsam bewiesen werden, daß dieses nicht als eine prophetische Voraussicht, auch nicht einmal als eine blosse Vermuthung des Apostels, sondern blos als ein Hirngespenst gewisser Irrlehrer in unserer Stelle müsse betrachtet werden; so fragte es sich doch noch: Ist damit jede Erwartung eines solchen Sittenverderbens gänzlich verbannt? Man vergleiche damit die beiden Stellen eben dieses Apostels 1 Tim. 4. und 2 Tim. 3, wo zwar nicht in den gleichen Ausdrü-

ken

ken ein Sittenverderben angekündiget, aber doch eine Beschreibung von sehr sittenlosen Leuten gegeben wird, die εν ὑστεροις καιροις oder εν εσχαταις ἡμεραις auftreten werden. Und diese Epoche muß auch erst nach dem Ableben des Apostels gesucht werden, weil er wenige Zeit vor seinem Tode davon noch im futuro, noch als von etwas erst Zukünftigem redt. — Mögen diese dem Christenglauben und der Gottseligkeit so gefährliche Zeiten, seyen sie nun bloß dem Timotheus, oder auch den Thessalonichern von dem Apostel angekündiget, in der schon vergangenen Periode des Messianischen Reichs (dessen Epoche öfters durch die eben erwähnten Ausdrücke angedeutet wird) allbereits verflossen seyn, daß nie mehr eine sorgenvolle Ahndung derselben das Herz des Christen betrüben müsse, daß besonders die Besorgnisse mancher redlichen, aber freilich nicht immer eben so einsichtsvollen Christen in unsern Tagen leere Besorgnisse bleiben!

Versuch einer natürlichen Erklärung von dem Entstehen und Vergehen des Kikajons des Propheten Jonah, oder über Jonah 4, 10.

Nach der gewöhnlichen Erklärung dieser Stelle hat das Entstehen und Vergehen des Kikajons den völligen Anstrich eines Wunders. Man übersetzt nemlich die Stelle gewöhnlich, wie schon Luther, also: Und Jehovah sprach: „dich jammert des Kikajons, daran du nicht

„nicht gearbeitet, den du auch nicht aufgezogen hast,
„der in einer Nacht ward, und in einer Nacht ver-
„darb." Versteht man nun dieses davon, daß der
Kikajon in der gleichen Nacht entstanden, aufgewach-
sen und wieder verdorben sey, so könnte es doch aller-
dings nicht natürlich zugegangen seyn. Denn daß ein
Gewächs, welches doch halb Mannshöhe emporwachsen
mußte, um den Jonah, wann er nach Orientalischer
Sitte in seiner Hütte saß oder lag, zu überschatten,
nur eine Nacht gebraucht habe zum Werden, Auf-
wachsen und Wiedervergehen, liesse sich wohl aus der
Natur nicht erklären. Würde man von Seiten der
Exegese zu dieser Auslegung gezwungen, so müßte man
da ein wirkliches Wunder annehmen.

Wer freilich die Erzählung vom Propheten Jonah
nicht für die Erzählung einer wirklichen Geschichte,
sondern nur für ein Lehrgedicht hält, dem kann wenig
daran gelegen seyn, ob eine wunderbare Begebenheit
mehr oder weniger darinn vorkomme. Er kann ja an-
nehmen, der Dichter habe dieses Wunder mit Fleiß er-
dichtet, und seiner Erzählung eingewoben, weil es ihm
zu seinem Zwek diente; und er siehts als Ausleger
dann für eine Dichtung an, wie das Ganze. — We-
niger gleichgültig kann es dem Ausleger, der die Be-
gebenheiten des Jonah fü wirkliche Thatsachen hält,
seyn, ob er hier ein natürlich entstandenes und ver-
welktes,

welktes, oder ein durch unmittelbare Wirkung der Allmacht geschaffenes und wieder in den Staub gelegtes Gewächs zu finden habe? Freilich wird der Ausleger, der die Bibel für ein ausserordentliches Geschenk Gottes ansieht, und also Wunder darinn gelten läßt, nicht so ekel seyn, und nur da solche stehen lassen, wo er meint, daß sie hingehören, hingegen allem aufbieten, um sie von da, seys auch auf die künstlichste und unnatürlichste Weise, wegzuphilosophiren oder wegzuexegesiren, wo er sie nicht gern sieht, und wo er nach seiner Menschenvernunft meint, daß sie nicht an ihrem Platze stehen. Doch bleibt es dem Ausleger immer unbenommen, wo er meint, daß ein wunderbar scheinender Umstand anders könnte oder sollte erklärt werden, Versuche zu machen, ob es ohne Zwang angehe? — Ohne mich hier in die Untersuchung einzulassen, ob das Buch Jonah wahre Geschichte oder Dichtung enthalte, will auch ich einen exegetischen Versuch machen, ob und wie ein Ausleger die Erzählung von dem Entstehen und Vergehen des Kikajons erklären könnte, daß das Wunderbare dabei wegfiele? — Ich lege diesen Versuch zur Prüfung vor; und gerne will ich, wenn diese Erklärung sich nicht behaupten kann, das Wunder als Wunder stehen lassen, oder einer noch natürlichern und erweisbarern Erklärung, als die meinige ist, wodurch es aus der Zahl wunderbarer Begebenheiten hinwegfällt, Gehör geben. Zwar

Zwar sind neuerlich auch Versuche in der gleichen Absicht von Schriftauslegern gemacht worden, die mir aber nicht ganz genugthun. — Ein Ausleger z. B. schlug vor, um das Wunderbare wegzuwischen, daß man in unserer Stelle das Zeitwort היה nicht durch entstehen sondern durch aufwachsen, großwachsen geben sollte. Der Sinn wäre dann: der Kikajon, der vorher schon, vielleicht mehrere Tage, gewachsen sey, sey dann in einer Nacht so hoch aufgeschossen, daß er dem Jonah habe Schatten geben können. Zween Gründe sind es, warum mir diese Erklärung nicht Genüge leistet. Erstlich wird durch dieselbe das Wunderbare doch nicht ganz gehoben, sondern nur vermindert, weil es schon immerhin eine Seltenheit wäre, wenn der Kikajon vorher zwar schon angefangen hätte, zu wachsen, aber dann in einer Nacht vollends die Höhe erreicht hätte, die zur Ueberschattung des Jonah erforderlich war. Zweitens dünkt mich dieß noch entscheidender zu seyn, daß das היה, wenn es auch sonst aufwachsen, großwachsen heissen kann, um des Gegensatzes willen hier nicht wohl diese Bedeutung haben könnte. Es ist nemlich in unserer Stelle dem אבד entgegengesezt, welches hier offenbar heißt, zu Grunde gehen, verwelken. Nun ist aber das Aufwachsen, Großwerden und das Vergehen, Verwelken einander nicht entgegengesezt, wohl aber das Entstehen

und

und **Vergehen**, oder das Seyn, das Existiren und das Vergehen.

Um diesen Gegensaz beizubehalten, und doch das Wunderbare abzustreifen, übersezt ein anderer Ausleger: „der in einer Nacht **wurde**, und in einer Nacht **ver**„**welkte**," und merkt an, es soll damit zu verstehen gegeben werden, welche kurze Zeit der Kikajon gebraucht habe zum Werden und zum Vergehen: es brauchte nur eine Nacht, so ward er; und es brauchte wiederum nur eine Nacht, (nicht eben die gleiche, in welcher er entstanden war, sondern eine andere) so verwelkte er. Da bei dieser Auslegung aber zugleich bemerkt wird, daß der Kikajon mehrere Tage gewachsen seyn könne, bis er seine volle Grösse erreicht hätte, die zur Erquickung des Jonah erforderlich war, da also bei dieser Erklärung das **Ein** und das **Werden** hauptsächlich urgirt zu werden scheint, — daß der Kikajon in einer Nacht geworden sey, so zweifle ich zuerst, ob das Zahlwort אחד nicht hätte sollen hinzugesezt seyn, um auf das **Ein** den Nachdruk legen zu können, und dann dünkt mich dieser Umstand etwas so geringfügiges, daß er mir gar nicht bemerkenswerth scheint. Denn worinn ist hier der mindeste Unterschied zwischen dem Kikajon und allen andern Gewächsen? Braucht irgend eins mehr Zeit, als eine Nacht in sich faßt, zum **Werden**, zum **Hervorkommen**? — Oder braucht

braucht irgend eins nur eine ganze Nacht dazu? Brauchs zu dem eigentlichen **Werden**, wenn man auf diesem bestehen will, mehr als einen Augenblik bei irgend einer Pflanze, und also auch bei dem Kikajon? — Sollte also durch Anführung dieses Umstandes dem Kikajon ein Vorzug vor den andern Gewächsen gegeben, oder derselbe von den andern unterschieden werden, so finde ich hier keinen Vorzug und keinen Unterschied. Sollte aber, — welches der Ausleger wahrscheinlicher in Gedanken hatte — die Unwichtigkeit des Kikajons durch diesen Umstand bezeichnet werden, so hätte dieses ja viel stärker gesagt werden können, wenn es so ausgedrükt worden wäre: „nur einen Augen„blik bedurfte es zu seinem Werden." Nur ein Wink der Allmacht, — und ein Gewächs ist da: so auch der Kikajon. Sollte dieser in Absicht auf die Schnelligkeit des Werdens in die Klasse anderer Gewächse gesezt werden, um zu zeigen, es seye an ihm nicht mehr gelegen, als an andern; würde dieser Gedanke nicht durch den Ausdruk: „In einer **Nacht** ward er," geschwächt? — Anders ist es mit dem Verwelken: das geschieht nicht bloß in einem Nu.

Auf das **verwelken**, scheint mir, beziehe sich eigentlich unsere Stelle; und von diesem Gedanken gehe ich bei meinem Versuche aus, den ich nun den Lesern vorlegen will.

Es ist augenscheinlich, wie es aus dem 11ten Verse unsers Kapitels, verglichen mit dem, welchen wir vor uns haben, erhellet, daß Gott dem Jonah zu Gemüthe führen wollte, er sollte doch bedenken, daß es mehr daran gelegen sey, daß eine so grosse und volkreiche Stadt, wie Ninive war, nicht zu Grunde gehe, als ein so geringfügiges Ding, wie der Kikajon sey: Jonah hätte also weit weniger Ursache gehabt, die Erhaltung eines so wenig bedeutenden Kikajons zu wünschen, als Gott, auf die Erhaltung einer so grossen Stadt und der zahlreichen Menge ihrer Einwohner bedacht zu seyn; sein Betragen sey also sehr schlecht, da er über das Hinwelken eines Kikajons so traure, hingegen den Untergang so vieler Menschen und Thiere mit trockenen Augen ansehen könnte, und unwillig darüber werde, daß er nicht erfolgt sey.

Die Geringfügigkeit eines Kikajons drükt nun Gott durch die Beschreibung der Vergänglichkeit desselben aus. Es sey derselbe ein so unwichtiges Ding, daß es nur einen Wurmstich brauche, um dasselbe, wenn es im Anfang der Nacht noch schön gegrünt habe, bis an lichten Morgen verwelken zu machen: ein so schnell vergängliches Ding, — was es seye gegen die Stadt Ninive! — Die Beschreibung der Vergänglichkeit liegt in den Worten des 10ten Verses שבן - לילה היה ובן - לילה אבד. Diese Worte übersetze ich: „welcher

cher in der Nacht war, und in der Nacht verwelk- te." Das halte ich für ein und ebendasselbige mit dem: „welcher in eben der Nacht, in welcher er noch war, noch existirte, verwelkte." Gott stell- te dem Jonah den Kikajon gleichsam vor Augen: sieh, dieser Kikajon war noch, er existirte noch, er grünte noch in dieser Nacht, und in derselben verdorr- te er schon. So kurze Zeit brauchte es, um ihn ver- welken zu machen. Da er Anfangs der Nacht noch existirte, hoftest du noch länger Erquickung von seinem Schatten: diese Hofnung ist nun dahin. Aber solltest du darüber trauren, darüber unzufrieden seyn? Es war ja ein Geschöpf, das seiner Natur nach sehr vergäng- lich war, wie du es nun vor Augen siehst. Ganz an- ders ist es mit der grossen Stadt Ninive; diese muß doch mehr Werth in meinen Augen haben, als ein so schnell verdorrender Kikajon.

Es scheint mir, diese Erklärung passe ganz in den Zusammenhang, sie gebe dem göttlichen Ausspruch sei- ne ganze Stärke, indem sie die Vergänglichkeit eines Gewächses ganz natürlich darstellt, das, von einem Wurm bis in den Siz seines Lebens durchbohrt, schnell, das heißt, in wenigen Stunden, verwelkt, sie beneh- me der Erzählung alles Wunderbare, da ein so schnel- les Verwelken in einer Nacht gar nichts Ausserordent- liches ist, sondern im Sommer täglich geschieht, und sie könne auch philologisch gerechtfertiget werden.

Die-

Dieses Leztere will ich noch durch einige Anmerkungen zu erweisen suchen.

1. Ich bleibe bei dem Gegensaz des היה und אבד. Zwar nicht, daß ich היה durch **werden, entstehen** gäbe; aber seyn, existiren, und **vergehen**, dahin seyn, ist ja eben so gut ein Gegensaz, als **werden** und **vergehen**. Oder ists nicht Gegensaz, wenn man von einem Todten z. B. sagt: Er **war**, er **lebte**; und nun ist er **dahin**? So von dem Kikajon: In dieser Nacht noch **war** er, und nun **ist er nicht mehr**.

2. Ich erkläre das Wort בן, das in unserer Stelle vorkommt, nicht als das Substantiv, das sonst Sohn heißt, wie einige hier thun, so daß בן – לילה so viel wäre als **Sohn der Nacht**, welches wohl bei dem היה angienge, wo es heissen könnte, als ein **Sohn der Nacht** wurde er, das heißt, er ist in einer **Nacht** entstanden; — aber was sollte das heissen, der als **Sohn der Nacht verwelkte**? sollte denn das heissen können, der in einer **Nacht verwelkte**? — Ich nehme es vielmehr für die Präposition, die vollständig בין geschrieben wird, und heißt **zwischen**: ich übersetze daher בן – לילה in der Nacht, eigentlich in dem **Zwischenraum**, in der **Zwischenzeit** einer Nacht.

3. Ich berufe mich auf die alte Art zu reden, wo manch-

manchmal das nomen wiederholt wurde, wo wir izt das pronomen brauchen, z. B. Mos. 19, 24. Jehovah ließ regnen vom Jehovah herab, anstatt von sich selbst, von seiner Wohnung her, vom Himmel herab. So wird hier das Nomen Nacht zweimal gesezt, anstatt daß wir das eine Mal das Pronomen setzen würden. Der Hebräer sagt: „welcher in der Nacht noch war, und in der Nacht verwelkte,“ anstatt daß wir sagen würden: welcher in der Nacht noch war, und in derselben“, oder„ in ebenderselben verwelkte,“ oder, „welcher in der nemlichen Nacht, in welcher er anfänglich noch war, verwelkte.“

4. Da gewöhnlicher übersezt wird, „in einer Nacht“ als „in der Nacht“ so möchte man denken, es sollte, um heissen zu können, „in der Nacht“ das ה vor לילה stehen, weil man sonst ohne diesen Artickel glauben könnte, es seye nur unbestimmt von einer Nacht, nicht bestimmt von derselben Nacht die Rede. Dagegen aber läßt sich bemerken, daß der Zusammenhang schon genug darauf leite, daß dieselbe Nacht, nach deren Verfluß Jonah am Morgen wegen dem Sonnenstich, der ihn auf den Kopf brannte, fühlte, daß der Kikajon verdorrt sey, und keinen Schatten mehr gebe, und nicht irgend eine andere Nacht gemeint sey. Wenn man auch bei dem ersten Saz היה בן – לילה daran zweifeln wollte, so kann man doch bei

bei dem leztern ובן־לילה אבד weniger daran zweifeln. Es werden ja nicht selten im Hebräischen die Hauptwörter, wenn sie auch nicht unbestimmt gesezt sind, sondern auf einen bestimmten Gegenstand hindeuten, besonders wenn eine Präposition vorangeht, ohne den Artikel ה gesezt. So ist z. B. im 8 Verse unsers Kapitels das Wort ראש ohne ה gesezt, ungeachtet nicht irgend ein Kopf in der Welt, sondern bestimmt der Kopf des Jonah bezeichnet wurde. So steht Jes. 37, 3. משבר auch ohne ה, ungeachtet wir im Deutschen sagen, bis zu der Geburt, oder bis zu dem Muttermund; so auch Jon. 4, 9. מות ohne ה, ungeachtet der Mensch nur eines Todes sterben kan, und also das nomen bestimmt ist, und עד־מות heißt, bis zum, oder zu dem Tode. Und Jes. 53, 11. heißt das Subjekt, wovon der Prophet redet, und das also schon bestimmt war, צדיק, der Gerechte, nicht הצדיק. Wie hingegen auch das ה oft vor unbestimmte Hauptwörter gesezt wird, z. B. 1 Mos. 8, 7. הערב einen Raben. — Insonderheit wird nach בין der Artikel öfters weggelassen, wenn schon das darauf folgende Substantiv nicht unbestimmt ist, z. B. 1 Mos. 1, 6. בין מים zwischen dem Wasser; 5 Mos. 17, 8. בין־דם zwischen dem Blut. So also auch in unserer Stelle בן־לילה in der Nacht.

5. Wenn man fürchtete mit dieser Erklärung, die

ich in dieser Abhandlung angegeben habe, in's Gedränge zu kommen, wegen dem למחרת V. 7, so, daß man dächte, wenn des folgenden Tags schon, nachdem er geschaffen worden sey, ein Wurm die Verdorrung des Kikajons zuwege gebracht habe, so könnte er ja nicht mehrere Tage gewachsen seyn; so kan man dieser Schwierigkeit dadurch abhelfen, daß man von den drei im 6. 7. 8. V. vorkommenden וימן das erste im 6 Verse im Plusquamperfect übersezte, wie dieses ja im Hebräischen so häufig der Fall ist, da diese Sprache kein besonderes Plusquamperfect hat. „Schon „hatte Gott Jehovah" — so hiesse es dann V. 6. — „einen Kikajon geschaffen, der über den Jonah empor wuchs ꝛc. — Dann aber" — führe die Erzählung V. 7. fort — „schuf Gott einen Wurm der „den Kikajon stach ꝛc., oder veranstaltete Gott, daß „ein Wurm den Kikajon durchstach ꝛc." — So konnte der Kikajon, ehe Jonah an die Stelle hinkam, schon so lange gewachsen seyn, als es seiner Natur nach nothwendig war: aber gleich des folgenden Tages, nachdem er angefangen hatte dem Jonah Schatten zu geben, verderbte ihm der Wurm, der des Morgens früh bei'm ersten Schimmer der Morgenröthe (V. 7. — also noch בן-לילה V. 10.) — den Kikajon durchbohrte, wieder die Freude, die er darüber empfunden hatte. Nach Aufgang der Sonne wurde von der Glut des brennen-

den

den Ostwinds das Haupt des Jonah versengt, (V. 8.) und er wünschte sich den Tod. Nun hielt ihm Gott die Ungereimtheit seiner Klage vor, und endigte mit der Vergleichung des nichtigen, vom Wurm in der Nacht zerstörten Kikajons, und der Menschen-Schaaren und Vieh-Heerden des weiten Ninive's, welche aus Erbarmen zu schonen der Gottheit so würdig wäre.

Ueber die Bildung der Meßias-Idee.

Wenn wir die Entstehung der Meßias-Idee aus ihren muthmaßlichen Gründen aufmerksamer verfolgen wollen, so läßt sich dieselbe aus einem Zusammenflusse von Ursachen, von denen wir die wichtigsten hier in der Kürze anführen, beynahe zur Evidenz, so weit Evidenz in historisch-philosophischen Untersuchungen möglich ist, ableiten.

Sobald nehmlich unter den durch Mose zu einem Volke gebildeten Nomadenhorden, den Abkömmlingen Abrahams, die schon aus der früheren Vätergeschichte hergenommene Idee, die aber auch unter den Aegyptiern einheimisch war, daß sie ein geweihtes heiliges, unter der besondern Aufsicht eines eigenen Gottes stehendes Volk seyen, mehr verbreitet ward, — und durch die mosaische Gesezgebung mußte dieselbe allerdings frühe in größeren Umlauf kommen — so war nothwendig auch die Idee eines eigenen Schuzgeistes

 da,

da, den die Vorstellung der Ebräer sich gerne von der Vorstellung Gottes absonderte, und für sich bestehend dachte. Sagen, Erfahrungen und alte Orakel nährten dieselbe. Die Israeliten waren angewöhnt, in Zeiten der Noth und des Bedrängnisses, besonders wenn sie mit fester Anhänglichkeit an ihren Jehova hielten, oder nach einer Versündigung gegen ihn sich wieder ernstlich zu ihm wendeten, einen Führer, Retter, Heiland, der sie äusserlich und sittlich besser berathen würde, zu erwarten, und auch zu erhalten. Ihre älteste Geschichte gab ihnen hierzu so mannigfaltige Belege und gleichsam Gewährleistungen ihrer Hoffnung an die Hand. Wunderbar waren sie aus dem ägyptischen Gosen geführt, und von den Bedrükungen der Pharaone befreyt worden. Sey es auch, daß jene denkwürdigen Begebenheiten, die ihre Väter erlebt hatten, sich alle natürlich mochte zugetragen haben, — die Begebenheiten wuchsen mit dem Strome der Zeit, und in dem Munde ihrer Sänger; und der verherrlichende Nimbus der Vorzeit lag über der entfernten Geschichte, die das vaterländische Interesse sich noch grösser und ungemeiner denken mußte, als sie in der That war. War es zu verwundern; daß die spätere Zeit sie gerade einem solchen besondern Schuzgeist, dem Engel Gottes, zumaß? daß die wunderbaren Ereignisse 2 Mos. 13, 21, 22. 14, 19, 22. 16, 15. 17, 6. 4 Mos. 11, 7. 14, 14. 20, 11. u. s. w. einem mitfolgenden wunderbaren Mann, dem Unbekannten, wie ihn Philo *) und Josephus nennen, und selbst von Paulus

*) S. Philo de somniis I. p. 503. und de linguis confus. p 341. vergl. auch Stahls Versuch eines system. Entwurfs des Lehrbegrifs Philo's in Eichhorns allgem. Bibl. der bibl. Litter. IV. B. V. St. 833 — 34.

Paulus noch (1 Kor. 10, 4.) dem unsichtbaren nachfolgenden Fels oder Schuzherrn *), nach der allegorisirenden Weise seiner Schule, deren früherer Zögling er gewesen war, zugeschrieben wurden?

Die ältesten Orakel, und eines der ältesten von Mose (5 Mos. 18, 15 — 18. **) waren gerade nach der

---

*) Ἐπινον γαρ ἐκ πνευματικης ἀκολουθουσης πετρας· ἡ δε πετρα ἠν ὁ Χριστος. „Sie tranken aus einem idealischen (übersinnlichen) Felsen — so dünkt mich, wird das hier dreymal vorkommende Prädikat πνευματικος — V. 2, 3. am richtigsten übersezt — aus dem mitfolgen Felsen, der kein anderer war, als der Messias. Uebrigens haben die Stellen bey Philo und Paulus Beziehung auf 2 Mos. 13, 21, 22.

**) נביא מקרבך מאחיך כמוני יקים לך יהוה Die Stelle vergleichen mit V. 18. sollte wohl nach dem Sinne Mose des Gesezgebers nur die Sanction des Propheten-Standes und Amtes ausdrüken. Weislich scheint Mose diesen Stand in der Absicht konstituirt haben, daß er dem Priester-Stande das Gegengewicht hielte. Er mußte, um seine Absicht besser zu erreichen, die Sanction im weissagenden Tone eines Göttersspruches aussprechen: und so sagte die ganze Stelle, nach ihrem Zusammenhange mit den vorhergegangenen Ermahnungen zu fester Anhänglichkeit an die gegründete Verfassung: Bleibet treu Jehovah, eurem Gott, und den Sazungen, die ich euch lehrte: Haltet euch rein von den Sitten und Gebräuchen der Völker, deren Land ihr werdet erobern: (V. 14 — 15.) Dies sag' ich euch im Namen Jehovas: aber auch nach meinem Tode, zur Gewähr, daß ich euch die Wahrheit gesagt, werden von Zeit zu Zeit andre von Gott erwekte Männer gleich mir dasselbe euch lehren: denen folget. — V. 20 — 22. werden dann noch

der Unbestimmtheit, mit der solche Gottessprüche ausgedrükt zu werden pflegten, geschikt genug, diese Idee zu nähren, und weitere, umständlichere und bestimmtere Orakel und Weissagungen, wie wir dies bey den späteren Propheten sehen, zu veranlassen. Mag Mose immer bey jenem Ausspruche nicht an den Meßias in dem Sinne gedacht haben, wie er nach weiteren Bestimmungen in der ausgewikelteren Idee erscheint. Man wendete auch diese Stelle dazu an, und fand diesen darinn. Kurz vor den Zeiten des Exils mußte die Vorstellung durch die Zeitumstände der allgemeinen bürgerlichen und sittlichen Verwirrung aufs neue ergriffen und fester gebildet werden. Es würde mich zu weit führen, und gegen den Zwek der Bemerkungen, die ich hier liefern wollte, seyn, wenn ich alle die Stellen in den Psalmen sowohl, als in den Propheten, die man ehmals für meßianische Weissagungen zu nehmen, gewohnt war, hier durchgehen und untersuchen wollte, ob und wiefern sie auf einen bestimmten Meßias, auf Jesus z. B., richtig könnten gedeutet werden, oder ob ihnen ein anderer historischer Umstand zum Grunde liege. Ich glaube, von dem ersteren kann jezt die Rede nicht mehr seyn, und der hermineutische Grundsaz wird bestehen: die Propheten, religiöse, für die Sache

---

die Merkmale angegeben, an welchen falsche Propheten von den wahren können unterschieden werden: so, daß man deutlich sieht; an einen Propheten, der Prophet par excellence wäre, wird hier nicht gedacht. Diesen Sinn legte man erst später hinein, und so gab diese Stelle Veranlassung zum Volksglauben, der Joh. 6, 14. ausgedrükt ist. Auch Petrus und Stephanus in ihren bekannten herrlichen Reden Ap. Gesch. III. 22. und VII. 37. legen die Stelle so aus.

Sache ihres Volks, und das Ansehen des mosaischen Kultus waren, begeisterte Männer nahmen bey ihren Vorherverkündigungen zuerst immer Veranlassung von den Zeitumständen, und schlossen auf die Zukunft nach der Gegenwart und den Daten, welche diese an die Hand gab, nach den Gesezen der Wahrscheinlichkeit, unter Beyhülfe alter Erfahrungen. Ihre Aussprüche giengen also anfänglich nicht sowohl auf die entfernte, als auf näherliegende Zeiten. So sind die Orakel Jes. VII. 14. sqq. IX. 1 — 11. wie die hier angegebenen geschichtlichen Umstände selbst kund thun, wenn wir sie mit den historischen Nachrichten in dem 2ten Buche der Könige (16.) näher vergleichen, nach meiner Ueberzeugung zu verstehen. Man findet hier nirgends Merkmale, die auf Jesus passen. Ueberhaupt in keiner von allen Weissagungen, darf man kek behaupten, wo auch die Geschichte uns zu der befriedigenden Erklärung derselben verläßt, sind die Kriterien durchaus so beschaffen, daß man sie ohne Zwang auf den Sohn der Maria, und die durch ihn bewirkte Revolution vollkommen anwenden könnte. Aber geläugnet kann nicht werden, daß in den Zeiten, in welchen die wechselseitig bestimmte äusserliche und innerliche Zerrüttung des Volkes so anwuchs, daß in der Gegenwart kaum mehr ein Heil zu hoffen war, die Propheten und das Volk ihre Zuflucht zu der entfernteren Zukunft nehmen. So ergiebt sich eine doppelte Art von Weissagungen, bestimmteren und unbestimmteren. Die lezteren nahmen überhand mit der steigenden Noth. Der eingewurzelte Nationalglaube blieb: Gott habe sein Volk nie ganz verlassen, er werde es nicht verlassen, er habe ihm noch stets einen Heiland, und durch diesen eine bessere Zeit gesandt: Er werde wieder kommen, dieser Heiland, und durch ihn die gesegnete Zeit.

Zeit. In diesen frohen Glauben flüchtete man sich jezt in der Zeit der Noth um so williger, als man durch ihn allein sie am besten verwinden konnte. Auf diesen Heiland, und den Anbruch der durch ihn zu erwartenden seligen Zeit trug man jezt alle Züge und Bilder, die hier die Phantasie so freygebig anbietet, über, Züge und Bilder, denen keine Wirklichkeit ganz entspricht, entsprochen hat und entsprechen wird, die aber, nach der Natur der Ideale ein schäzbares Kleinod für die Menschheit bleiben, und wenn bessere Zeiten kommen, immer eine Deutung zulassen. Die schönen Bilder Jes. 11. 25. 26. 29. 32. 34. 35. (vergl. mit 11.) 37. 40. 42. 44. 49. 53. 55. im Hesek. 36. 37. Jerem. 31. u. s. w. die theils im allgemeinen eine bessere Zeit — Ruhe von Feinden, ausgebreitete Herrschaft, bürgerliche und sittliche Erhebung u. s. w., theils bestimmt Rükkehr aus der Gefangenschaft in das Vaterland, und damit verbundene bessere Zeiten und glorreichen Triumph über die Feinde ankündigen, diese Bilder mit ihrer dichterischen Ausmahlung, in denen manche Züge blos zur höheren Farbengebung gehören, und nicht ängstlich angefaßt werden dürfen, zähle ich hierher. So wurde die Meßias-Idee immer weiter gebildet. Ein doppeltes, ein sinliches und ein Vernunft-Interesse kam ihrer allmählichen Ausgestaltung, und dem immer mehr herrschend werdenden Glauben an ihre Realisirung zu Hülfe. In den Zeiten des Druks, wo Besorgnisse und Uebel aller Art den höchsten Gipfel erreicht zu haben scheinen, weicht doch die Hoffnung nicht ganz vom Menschen. Solche Zeiten der Furcht sind, wie ein weiser Schriftsteller (Seneca) bemerkt, im Kampf mit der Hoffnung immer die fruchtbarste Werkstätte der Propheten. Sie spannen, sie schärfen den Geist, und

und die Welt des Künftigen wie des Uebersinnlichen wird eine geliebte Zufluchtsstätte, wenn die Gegenwart und die Sichtbarkeit uns mit ihren Plagen zurükstossen. Man sucht die Leiden der Zeit, und die gegenwärtige Empfindung derselben zu betäuben und einzuschläfern durch Träume besserer Aussichten. Bald sucht der Mensch das Bessere in der Vergangenheit, bald in der Zukunft. Wohlthätig reget sich hier zugleich ein ihm vorschwebendes, nie ganz unterdrüktes und unterdrükbares Ideal von einem Bessern, Höheren, zu dem er bestimmt, das seine Aufgabe sey. Bürgerlicher Ruin ist immer mit sittlichem verknüpft. Beyde bestimmen sich, und jener ist meist die Folge von diesem. Indem man bessere Umwendungen der äusseren Lage, die doch durch irgend wen müssen hervorgebracht werden, hofft, und dabey erkennt, daß man die traurige bürgerliche Lage durch Unsittlichkeit verschuldet habe (nach dem ganzen Geiste der Gesezgebung unter den Israeliten mußte bey ihnen diese Vorstellung hauptsächlich wirksam seyn); treten Gefühle der Reue und Sehnsucht nach einer bessern sittlichen Umänderung ein. So ist die Vorstellung einer äußern Verbesserung der Zukunft von einer sittlichen beynahe unzertrennlich.

Auch in den Hofnungen von dem, was durch den Meßias einst sollte bewirkt werden, war dies der Fall. Man dachte sich ihn, und konnte ihn wohl nicht anders denken, als den Reformator in diesem doppelten Sinne. So wills der sinnlichvernünftige Mensch.

Wahr ist es, daß diejenigen, bey denen das sinnliche Interesse das überwiegende war, vorzüglich an den Aussichten des neuen keimenden Glüks, die den Sinnen meisten schmeichelten, stehen blieben, und sich damit begnügten; daß im Gegentheil andre,

bey denen das sittliche Interesse das herrschende war, jene Seiten bei ihren Hoffnungen und Schilderungen des meßianischen Reichs am meisten heraushoben, und mit den stärksten Farben zeichneten. So mehrere der Propheten. So Philo. *) Die Propheten besonders, da Philo weit später lebte, haben frühe sich um die moralische Bildung der Meßiasidee ein entschiedenes Verdienst erworben. Anfänglich waren jene durch den Drang der Zeiten, vor und nach der babylonischen Gefangenschaft, emporgekommenen Ideen freilich nur auf die Zeiten der Befreiung aus der Sklaverey ausgedehnt. Die wenigsten der Propheten scheinen das Ziel weiter hinausgesteckt zu haben: Da aber die Hofnungen nicht so, wie die Väter wünschten, erfüllt wurden, da, nach der Rükkehr aus den assyrischen Landen, bald wieder neue Verwirrungen, neue Uebel auf die nur momentan hergestellte Ruhe heranwuchsen, so nahm man die alte Lieblingsidee bald wieder vor. — Wir wissen jezt von keinen neuen, auf uns gekommenen Weissagungen: Die heiligen Bücher waren geschlossen: Aber gewiß fehlte es an Weissagungen und Weissagern nicht; und im Glauben des Volkes bildete sich die Hofnung von einem Meßias, und einer bessern, durch ihn zu bewirkenden Verfassung immer fester an.

Noch ist folgendes zu bemerken:

Die Weissagungen alter Zeiten haben meist das Eigene, daß sie für alle, auch noch so entlegene Perioden gelten. Dafür bürgt auch die Erfahrung. Wenn sie zu einer gehofften Zeit nicht nach ihren Bestim-

*) Die Stellen, die hierher gehören, findet man in dem oben angeführten Aufsaz von Stahl und in Stäudlins Geschichte der Sittenlehre Jesu gesammelt.

stimmungen in Erfüllung gehen, so wendet man sie auf eine andere an. Es scheint, da sie als Wirkungen Gottes, als ein Sprechen Gottes durch fremden Mund vorstellig gemacht werden, so fordre auch diese Ansicht jene Anwendung. Was Gott, der an keine Zeit gebunden ist, aussagen läßt, daß es einmal werde eintreffen, das kann zu was immer für einer Zeit eintreffen: Es gilt für keine bestimmte Zeit, es gilt für ewige Zeiten.

Auch bey dem periodischen Gange, in dem sich die Geschichte des menschlichen Lebens wiederholt, kann man eine und ebendieselbe Weissagung leicht auf mehrere Zeitereignisse anwenden. Als die erwünschte meßianische Zeit, die Zeit der Ruhe, der Völkererquikung und Sammlung nach dem babylonischen Exil nicht sogleich eintrat, schob man sie weiter hinaus. Eines hatte man doch jezt gewonnen: da man diese Zerstreuung für eines der entscheidendsten Strafgerichte Gottes zu halten gewohnt worden war, so verlohr sich jener Geschmak an Vielgötterey, der oft in früheren Zeiten nur durch Eifersucht über die Siege und glänzende Fortschritte der benachbarten heidnischen Völker mochte herbeygeführt worden seyn; Man hieng mit größerem Enthusiasm an der alten Väterreligion, wenn gleich der Geist derselben ob dem Formelndienst, dessen Beobachtung man bequem genug mit jenem verwechselte, vernachläßiget wurde. Der Partikularism mußte erschüttert werden, und nur von einigen Parthien wurde er gehandhabt.

Es entstand ein Streit, ob auch die βαρβαροι, die κυνες, οἱ ἐξω u. s. w. an den Segnungen des einst zu hoffenden meßianischen Reiches sollten Theil haben: Manche mochten dafür, manche dawider seyn.

Das

Das Volks = Priester. = und Gelehrteninteresse schied sich mehr.

Es scheint befremdend, daß in den apokryphischen Büchern weniger mehr von meßianischen Ideen vorkommt: Allein Absicht, Ton und Gang der Schriften sind ganz verschieden von den prophetischen.

Genug zu den Zeiten Jesu, nach einer beträchtlichen Folge von Jahren, war die Idee wieder in ihrer ganzen Macht rege. Das an Wunder und Propheten gewohnte Volk scheint deren lang entbehrt zu haben. Seine bürgerliche Lage und sein sittlicher Zustand liessen eine wichtige Krisis ahnen. Es traten Vorboten des Meßias und ein Meßias selbst auf.

Ez.

Die Entfernung des Herausgebers von dem Druckorte und die dadurch bewirkte Unmöglichkeit, die Correktur selbst besorgen zu können, hat eine Menge Druckfehler veranlasset, von denen die wichtigsten hier angezeigt werden.

Seite 1 Z. 11 anstatt Corrodi lies Korrodi und so, so oft dieß Wort vorkommt mit K.
— 5 — 20 — zu erhalten, l. sich prophezeyte.
— 6 — 10 — hatte l. hat.
— 6 — 24 — warnet l. erwärmt.
— 9 — 25 — dem Kalten l. demselben.
— 10 — 2 — das l. die.
— 10 — 5 — (französische Sprache) lies (französische) Sprache.
— 10 — 21 — zwischen Vergnügen und geschehen l. des Vaters.
— 11 — 3 — sie l. die Söhne.
— 11 — 9 — so erst l. so vast.
— 12 — 2 — zeichnete l. zeichnet.
— 12 — 8 — zwischen selbst und fruchtbare setze eine.
— 13 — 13 — nichts l. nicht es.
— 14 — letzte — dann l. denn.
— 15 — 26 — Brüder l. Bruder.
— 16 — 14 — eine l. einer.
— 18 — 5 — zwischen ein und angemessenes setze ihm.
— 18 — 13 — zwischen befand und das setze daß er.
— 18 — 22 — ein l. sein.
— 20 — 20 — stürzende l. führende.
— 21 — 13 — wegen dem l. durch den.
— 22 — 16 — zwischen wäre und nicht setze es.
— 23 — 16 — Verstand l. Umstände.
— 23 — 19 — errennen l. erringen.
— 23 — 20 — von l. vor.
— 23 — 26 — andere l. anderer.
— 24 — 7 — an l. von.
— 26 — 6 — dieser l. jener.
— 27 — 2 — zwischen folge und die setze auf. Ibidem dele auf.
— 27 — 11 — Seine l. Keine.
— 27 — 13 — Fiktion — Diktion.
— 28 — 8 und so oft das Wort vorkommt, l. Lektur.
— 28 — 10 — philosophischen l. philologischen.
— 30 — 2 — Transcendenteller l. Transcendenteller.
— 33 — 15 — seiner l. seine.
— 40 — 16 — Privatwerks l. Privatglücks.
— 41 — 9 — zwischen und, und so setze sich.

Seite 46 Z. letzte Z. anstatt Geschäfftlosigkeit lies Geschäfftigkeit.
— 47 — 15 Zeile -- dele an ihm.
— 48 — 16 zwischen Neigung und Gewohnheit setze und.
— 50 — 19 — , ohne,
— 53 — 15 — erst l. vast.
— — —. 20 dele. es.
— 54 — 10 — in l. aus.
— — — 16 — hohlen l. erho.
— 56 — 8 — Lese l. Lehr.
— 62 — 16 — Swärmerey l. Schwärmerey.
— 63 — 10 — Gelahrtheit l. Gelehrtheit.
— — — 19 — Gelahrtheit l. Gelehrtheit.
— 64 — 1 — Ver l. Be.
— — letzte Zeile. philosophischen l. philologischen.
— 67 — 9 — ins l. aufs.
— 68 — 10 — carteßiecischen l. cartesianischen.
— — — 13 — Chaos l. Chaos.
— 71 — 1 — in l. ex.
— — — — — rev l. ev.
— 71 — 10 — kühen l. kühnen.
— — — 11 — Es l. Er.
— 73 — 11 — Landpfrunde l. Landpfründen.
— 74 — 9 — unüberwindlichen l. unüberwindlicher.
— 75 — 20 — dieser l. Er.
— — — 21 — dele jungen.
— 76 — 6 — und l. und,
— 106 — 18 anstatt Theodicä lies Theodicee.
— 107 — 1 anstatt zwischen Geistes und in setze,
— 110 — 9 anstatt Höllmann l. Hollmann.
— 111 — 14 anstatt Treibfedern l. Triebfedern.
— 139 — 19 anstatt nach einnimmt l. eben so gut.
— 140 — 14 l. zuwider, also.
— — — 16 l. Nacht — Nacht, und.
— — — 2 von unten l. steht. Ihn.
— 142 — 2 l. Ungereimtheit.
— 149 — 16 anstatt behäglich l. behaglich.
— 166 — 20 vor Räsonnement l. oder.
— 173 — 7 von unten anstatt Unglaubigen lies Ungläubigen.
— 175 — 6 von unten anstatt Lehrers l. Lesers.





W.L.

